Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 26 | Bremen-Berlin, den 24. Juni. | 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Taufformel und Trinitätslehre. Von Professor Dr. H. Holtzmann. — Ethische Streiflichter. Von Prof. Th. Achelis. — Die Materialisierung religiöser Vorstellungen. Von Rud. Schultze. — Michael Servet. II. Von Th. Schneider. — Vom Büchertisch.

Taufformel und Trinitätslehre.

Von Professor Dr. H. Holtzmann.

Aufgefordert, meine Meinung zum Bremer Taufstreit zu sagen, kann ich nur bekennen, daß ich ihn als eine durchaus überflüssige und fruchtlose Episode in der gegenwärtigen kirchlichen Bewegung betrachte und bedauere. Irrig und geschichtswidrig ist gleich die Voraussetzung, aus der er hervorging, als sei die herkömmliche Taufformel gleichbedeutend mit einem Bekenntnis zur Trinitätslehre, wie dieselbe seit dem Konzil von Nicäa 325 und den späteren, das nicänische ergänzenden Bekenntnissen den unabkömmlichsten Artikel in jeder nicht bloß scheinbar orthodoxen Glaubenslehre bildet. Aber der Glaube an die drei Personen in Einem Gottwesen und die Taufe auf die drei Namen Vater, Sohn und Geist sind zwei durchaus auseinander zu haltende Dinge. Diese, die christliche Taufformel, bestand schon mindestens rund zweihundert Jahre vor jenem, dem korrekt trinitarisch durchgebildeten Gottesbegriff. Sie ist angewandt worden von Tausenden, die von letzterem nichts wußten, die, als er im Anzuge war, sich in Gegensatz dazu gestellt und in diesem Gegensatze verblieben sind, auch nachdem die Formeln des Athanasius den Sieg erlangt hatten. Wann die Taufe auf die drei Namen in der Kirche aufgekommen ist, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden. Wir wissen nur, daß sie schon zu den allerdings spätesten Bestandteilen des Matthäusevangeliums (28, 19) gehört und erst in zwei der Mitte des zweiten Jahrhunderts angehörigen Schriftstücken, der sogenannten Lehre der Apostel (7, 1) und der Apologie des Märtyrers Justinus (I, 61), wieder erscheint, während jeder Leser des Neuen Testaments weiß, daß im apostolischen Zeitalter zufolge dem Zeugnis des Paulus (1. Kor. 1, 13, 15; Gal. 3, 27; Röm. 6, 3) und der Apostelgeschichte (2, 38; 8, 16; 10, 48; 19, 5) einfach auf den Namen Jesu getauft wurde, wie dann nicht bloß der noch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schreibende Hermas tut, sondern noch um die Mitte des dritten Jahrhunderts der afrikanische Bischof Cyprian Christen kennt und bekämpft, die nur auf den Namen Jesu taufen, während der römische Bischof Stephanus eine solche Taufe sogar für ebenso gültig erklärt, wie eine auf die drei Namen vollzogene. Ängstlicher als dieser Papst brauchten an sich wir Heutigen in bezug auf die Taufformel auch nicht zu sein. Eine freie Variation derselben hätte an sich nichts zu bedeuten, so lange sie keine Veränderung oder gar Verleugnung des ursprünglichen Sinnes, von dem wir noch reden werden, einschließen würde. Die Taufe selbst als kultischer Aufnahmeakt würde dadurch nicht berührt; es sei denn, daß man an den strikten Wortlaut abergläubische Wirkungen knüpfen wollte. Gleichwohl hat man allen Grund, diesen Wortlaut zu respektieren. Er gehört nun einmal zum allgemein kirchlichen Brauch der ganzen Christenheit, ist schon im Neuen Testament bezeugt und durchaus geeignet, den unterscheidenden Charakter des christlichen Gottesbewußtseins, in dessen Klangfarbe der Name Jesu immer mittönt, zum charakteristischen Ausdruck zu bringen. Dagegen liegt der Gedanke an das Dogma von Nicäa ganz fern, sobald man sich nur den Weg vergegenwärtigt, auf welchem das urapostolische „im Namen Jesu" zunächst nach vorn eine Erweiterung durch den Namen des Vaters, dann aber auch in entgegengesetzter Richtung eine Fortsetzung durch den angefügten Namen des Geistes gefunden hat. Genügte für die Juden, die schon gottesgläubig waren, wenn sie ihres neuen Standes sich bewußt werden und dieses Bewußtsein zum Ausdruck bringen sollten, einfach die Nennung des Namens Jesu als des Messias, zu welchem sie sich als Christen bekehrt hatten, so bedurfte es in demselben Maße, als die Zahl der herzutretenden Heiden sich mehrte, jener Erweiterung nach vorn, wodurch alle heidnische Vielgötterei, Abgötterei und Nebengötterei ausgeschlossen wurde. In zweigliedriger Gestalt begegnet uns daher das christliche Bekenntnis Joh. 17, 3 und 1. Tim. 2, 5, ganz ähnlich, wie etwa später das Bekenntnis des Islam neben Allah noch Mohammed als dessen Propheten nannte. Nun ist aber doch das Verhältnis Jesu zu seinem Gott von Anfang an in der Christenheit anders empfunden worden, als etwa später das Verhältnis des Propheten von Mekka zu dem seinigen. Für Jesus war Gott Vater, weil er selbst sich als Sohn wußte; nur aus dem gesteigerten religiösen Kraftgefühl heraus, das in seinem Sohnesbewußtsein zum Ausdruck kommt, versteht sich die neue Fülle, die jetzt dem jeden Juden längst bekannten Gottesnamen „Vater" zuwächst. Jetzt also sind „Vater" und „Sohn" die beiden Ergänzungsstücke eines dennoch einheitlichen Gottesbildes, wie es vorher noch nicht da war (Matth. 16, 16, 17; 11, 27 = Luk. 10, 22; Mark. 12, 6 = Luk. 20, 13; Mark. 13, 22 = Matth. 24, 36). Nun soll aber jenes in Jesus original und schöpferisch in die Welt getretene Sohnesbewußtsein seinem eigensten Willen nach nicht auf ihn beschränkt bleiben, sondern sich innerhalb seiner Gemeinde zum Kindschaftsbewußtsein aller derer ausweiten, die etwas von seinem Geist vernehmen und ver-

spüren, seinem Geist in sich Eingang und Raum schaffen und kraft dieses neuen Geisteslebens das Zutrauen gewinnen, Gott ihren Vater nennen, als Vater anrufen zu dürfen. Erst durch den Hinzutritt dieser Leistung des Geistes zu Vater und Sohn gewinnt daher das unterscheidende Christenbekenntnis seinen vollendeten Abschluß, rundet sich ab zu dem, was man eine trinitarische Formel nennen kann, ohne darum an jenes trinitarische Dogma zu denken, welches seit den großen Konzilsentscheidungen des vierten Jahrhunderts der Christenheit den unvollziehbaren und unbiblischen Begriff eines Gottes auferlegt hat, welcher zwar einheitlichen Wesens sein, gleichwohl aber aus drei einander völlig gleichwertigen Personen bestehen soll.

Aber lange bevor der Prozeß der Dogmenbildung diesen unannehmbaren Abschluß gefunden hatte, taufte man nach der dreigliedrigen Formel, und erbaute sich weiterhin auf Grund derselben jenes ebenfalls dreigliedrige Glaubensbekenntnis, welches man das apostolische genannt hat, wiewohl man es richtiger das römische nennen sollte, da es sich nach heute ganz allgemeiner Annahme im Laufe des zweiten Jahrhunderts in Rom gebildet hat. Dieses steht nun, wie jedermann weiß, dem orthodoxen Katechismus der christlichen Kirchen schon viel näher, als die kurze, eben nur drei Namen umfassende Taufformel. Aber auch es bedeutet und enthält noch so wenig als diese ein Dogma im Sinne des Athanasius, des Siegers von Nicäa. Es verhält sich zu dessen Streit mit Arius völlig neutral und ist von Unzähligen vor und nachher geglaubt und bekannt worden, welche die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater oder gar die Wesensgleichheit des Geistes mit beiden abgelehnt haben, während umgekehrt die orientalische Kirche, der das Christentum so gut wie ganz im Glauben an die Bestimmungen der alten Kirchenversammlungen, also namentlich an die Trinitätslehre aufgeht, gerade das sogenannte apostolische, in Wahrheit römische Glaubensbekenntnis nicht angenommen hat. Wohl aber vollzieht auch die griechisch-russische Kirche ihre Taufe ebenfalls mit der dreigliedrigen Formel.

Um einzusehen, wie wenig der Gebrauch dieser letzteren den kirchlich korrekten Glauben an die Trinität in sich schließt, so daß jeder, der diesen ablehnt, jene aber gebraucht, sich eines Selbstwiderspruches oder gar der Heuchelei schuldig machen würde, darf man sich nur an die Mannigfaltigkeit von Ansichten über Christus und über den heiligen Geist erinnern, welche zwei Jahrhunderte lang mit dem Gebrauch der Taufformel vereinbar waren, bevor zuerst 325 Christus und dann ein halbes Jahrhundert später auch der heilige Geist als dem Vater gleiche göttliche Personen proklamiert wurden. Welch eine bunte Musterkarte von Vorstellungen bieten uns die christlichen Lehrer und Parteien jener Frühzeit! Da ist Christus bald der menschliche Offenbarer Gottes, bald ein Fleisch gewordenes Gottwesen, weiterhin bald der schon vor seinen Erdentagen bei Gott seiende Sohn, bald ein von Gott als Sohn adoptierter Mensch, endlich bald mit dem Vater so eins, daß der persönliche Unterschied verschwindet, bald so von ihm unterschieden, daß entweder von gar keiner oder nur von einer werdenden Gottheit bei ihm die Rede ist. Und selbst nachdem die Lehre von Christus durch Ausscheidung der Gegenlehre im Sinne einer ungeschaffenen, ewigen Sohnschaft entschieden war, also selbst als es bereits eine orthodoxe Lehre von Christus gab, blieb die Auffassung des Verhältnisses, in welchem zu ihm und zum Vater der Geist stehen sollte, noch lange schwankend. Daß man ihn überhaupt als dritte Größe neben Vater und Sohn stellte, hatte seinen letzten Grund in einem instinktiven Bedürfnisse der Zahlenmystik. Die Charakterisierung des christlichen Gottesbegriffes durch zwei Namen brachte den Monotheismus, zu dem sich Christus selbst rückhaltlos bekannt hatte (Mark. 12, 29; 10, 18 = Luk. 18, 19), in ein bedenkliches Schwanken, so lange nicht durch Hinzutritt einer dritten Größe die Zweiheit überwunden und der auseinanderklaffende Ring der Gottheit wieder geschlossen schien. Aus der von dem berühmten Philologen und Religionshistoriker H. Usener in Bonn im „Rheinischen Museum" 1903 unter dem Titel „Dreiheit" veröffentlichten Studie erhellt die Neigung aller mythologischen Religionen, die Götter oder die Gottheit als dreifache aufzufassen. Eine unabsehbare Menge von einzelnen Beobachtungen ist hier zusammengehäuft, um die eminente religionsgeschichtliche Bedeutung der Dreizahl darzutun, speziell auch das christliche Trinitätsdogma in seiner altkirchlichen Fassung als ein von mannigfaltigen Analogien heidnischer Religionen begleitetes, namentlich aber durch griechische Götterverbindungen vorbereitetes Stück höherer Mythologie zu erweisen. Wie sehr die Ergänzung der Zweizahl durch die dritte Größe zunächst wie eine Nötigung der religiösen Logik empfunden wurde, zeigt der Umstand, daß man jahrhundertelang gleichsam in Verlegenheit war, für den Geist eine auch sachlich begründete und begreifliche Stellung neben den beiden von vornherein feststehenden Größen Vater und Sohn ausfindig zu machen. Bei jenem Justin, der mit zu den ältesten Zeugen der dreigliedrigen Taufformel gehört, wird dem „an zweiter Stelle" genannten und genauer charakterisierten Christus nur wie nachträglich „der prophetische Geist" angegliedert, sein Recht „an dritter Stelle" zu erscheinen also nur daraus abgeleitet, daß er in den Propheten auf Christus geweissagt habe (Ap. I, 13). Die auf Justin folgenden Kirchenlehrer aber lassen ein weitgehendes Schwanken darüber zu Tage treten, ob dieser Geist einfach als eine heilschaffende Kraft Gottes, wofür ihn noch um 350 wohl die meisten hielten, oder aber, wie man jetzt forderte, als eine besondere Person neben Gott zu betrachten, ob er in letzterem Falle auch von dem vorweltlichen Christus zu unterscheiden oder mit ihm zusammen zu legen, ob er als ein „Geschöpf" des Vaters, als ein „Diener" des Sohnes oder lediglich in der Weise des Urchristentums als eine von Gott den Gläubigen bescherte Gabe zu denken sei. Und diese alle, mögen sie nun über Christus und den Geist so oder anders gedacht haben, sind getauft worden und haben getauft „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes".

Unbestreitbar und fast selbstverständlich ist es nun freilich, daß die Kirchen, welche einmal die athanasianische Lehre von der gleichwesentlichen Gottheit des Vaters, Sohnes und Geistes angenommen haben, also die römische und griechische, die lutherische und reformierte, auch die dreigliedrige Taufformel im Sinne des Dogmas verstanden haben, zumal da dieses Dogma im Ostrom wie im Westrom zugleich ein Stück der Reichsgesetzgebung bildete. Ebenso klar aber ist, daß die Taufformel, wie sie älter ist als das Dogma, auch nicht im Hinblick auf das Dogma gebildet worden sein kann, daß sie von Haus aus weitschichtiger, unbestimmter und elastischer als dieses gedacht und aufgefaßt war, daß also niemand, der sich heute ihrer bedient, zumal kein geschichtlich geschulter Theologe, sich damit ganz von selbst auch als dem Bannkreis der orthodoxen Ausdeutung derselben verpflichtet und verfallen bekennt. Wenn es allgemeiner Grundsatz ist, daß jede formulierte Aussage im Sinne derjenigen, die sie formuliert und erstmalig in Gebrauch genommen haben, verstanden werden muß, so folgt daraus für die Taufformel eine Freiheit der Auffassung, die nur durch das, darin zum Ausdruck gelangte, wesentlich christliche Gottesbewußtsein umschrieben und begrenzt ist. So gut einst die Arianer und die Mazedonianer auf die drei Namen getauft haben, auch nachdem jene wegen ihrer Unterordnung des Sohnes unter den Vater, diese wegen ihrer Unterordnung des Geistes unter beide von der orthodoxen Kirche ausgeschlossen waren, so gut tut es ohne jegliche Gewissensbeschwerde auch heute noch z. B. der unitarisch glaubende Theologe. Wenn die römische Kirche es ihren Dienern zur Pflicht macht, die Taufformel im Sinne der Kirchenlehre zu verstehen, so ist das ihre Sache. Die protestantischen Kirchen ihrerseits haben in ihrer dogmatisch bedingten Periode zwar vom Katholizismus das Trinitätsdogma übernommen, mit dessen Verwerfung sie sich überdies außerhalb des im „heiligen römischen Reich deutscher Nation" bestehenden Rechtsbodens gestellt hätten.

Wir Heutigen aber sind im neuen Reich nie auf Altertümer aus der Zeit der Kaiser Konstantin, Theodosius und Justinian verwiesen worden, und so gut wir uns als Protestanten das Recht zuschreiben, die Bibel im Sinne nicht ihrer patristischen Ausleger, sondern ihrer ersten Urheber zu verstehen, so gut nehmen wir auch das Recht in Anspruch, die Taufformel so zu würdigen und zu gebrauchen, wie sie nachweisbar von den Generationen, die sie hervorgebracht haben, gewürdigt und gebraucht worden ist. Gegen jede Gebundenheit an eine später beliebte Deutung derselben protestieren wir als geschichtlich gebildete, wie als religiös ernst zu nehmende, selbständig urteilende Menschen.

Es ist auffallend und nicht eben erfreulich, daß man protestantische Kreise hier und da an solcherlei Tatbestand erst wieder erinnern muß. Kann man sich doch aus jedem Lehrbuch der Kirchen- oder Dogmengeschichte die nötige Auskunft über diese Dinge holen. Der ursprüngliche Sinn der Taufformel, so weit er als gemeinsame Überzeugung der verschiedensten Richtungen, die sich ihrer bedienten, festgestellt werden kann, ist beispielsweise in Harnacks „Lehrburch der Dogmengeschichte", I, 3. Aufl. 1894, S. 77, treffend dahin festgelegt: „Das Bekenntnis zu dem Vater, dem Sohn und dem Geist ist somit die Entfaltung des Glaubens, daß Jesus der Christ sei; aber es war nicht beabsichtigt, in diesem Bekenntnis die wesenhafte Gleichheit der drei Größen oder auch nur die Gleichartigkeit der Beziehungen des Christen zu denselben auszudrücken; vielmehr kommt in ihm der Vater als der Gott und Vater über alles, der Sohn als der Offenbarer, Erlöser und Herr, der Geist als Besitz (Prinzip des neuen überirdischen Lebens und der Heiligkeit) in Betracht." Es ist nicht abzusehen, was ein christlicher Geistlicher gegen diese oder ähnliche freie Umschreibungen des Sinnes, in dem die drei Namen sich zusammenfanden, einzuwenden haben sollte. Gehört es zur Kirchenordnung derjenigen Kirche, in deren Dienst man arbeitet, daß man sich der Formel bediene, so liegt kein vernünftiger Grund vor, sich in Verbesserungen derselben zu versuchen. Der ganze Streit hat überdies so viele kleinliche Motive aufgewiesen, so viele peinliche Eindrücke hervorgerufen, zu so viel Kopfschütteln in weiteren Kreisen denkender Zeitgenossen Veranlassung gegeben, daß man nur wünschen kann, er möge recht bald und recht gründlich begraben sein, auch wenn es kein Begräbnis erster Klasse ist, das ihm zu teil wird.

Ethische Streiflichter.*)

Überall ertönt, drängend und verheißungsvoll, das Wort Lebensreform. Steigerung der Persönlichkeitskultur, Höherentwicklung des sozialen Lebens, der Volkskultur, der allgemeinen Menschheitsinteressen, das sind einige der wichtigsten Leitmotive, welche in diesem Verlangen nach Lebensreform immer wieder hervortreten, nach Aussprache und Betätigung drängen. Ihren Einheitspunkt aber finden alle diese Bestrebungen in der Ethik — wenn anders man das Wort nach wie vor in dem vorzüglichen, von den Griechen entwickelten Sinne versteht, eine Einheit tragender Prinzipien zu bilden, welche, unabhängig von allen Satzungen und Autoritäten, aus dem reinen Quell des Geistes entsprungen, im stande wären, das ganze menschliche Leben mit allen seinen mannigfachen Erscheinungsformen und dem ganzen bunten Wechselspiel seiner oft so feindlich gegen einander gespannten Kräfte zu umschließen, innerlich zu durchdringen und zu durchleuchten. Mit diesen Worten hat der durch verschiedene treffliche philosophische Untersuchungen bekannte Verfasser das für jeden tieferen Beobachter erkennbare tiefe Ringen nach neuen sittlichen Idealen gekennzeichnet, das gegenwärtig große Schichten unseres Volkes durchzieht.

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch „Ethische Präludien von Dr. M. Kronenberg, München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1905.

Sicherlich läuft dabei manches Ungesunde, Krankhafte, ja Unlautere mit unter, aber als Symptom einer Genesung, eines Erwachens aus dumpfem Schlaf, aus materialistischer Übersättigung und Blasiertheit möchten wir diese Bewegung immerhin bezeichnen.

Der Verfasser behandelt die verschiedensten Themata, teils mächtige Persönlichkeiten, die ihrer ganzen Zeit den Stempel aufdrücken (so Schleiermacher, Feuerbach, Rousseau, Nietzsche, Emerson u. a.), oder das Verhältnis der Ethik zur Religion, der Naturbetrachtung zum Naturgenuß, oder endlich (unter der Fassung: Sozialethik) große grundlegende Prinzipien, wie Egoismus und Altruismus, Weltflucht und Gemeinschaftsbildung, das Nationalitätsprinzip u. dergl. Wir greifen zur Kennzeichnung einige im Vordergrund des literarischen Interesses stehende Probleme heraus, so die Beziehung des deutschen Idealismus zu dem eigenartigen Dichterphilosophen, dem Amerikaner Emerson, auf den seinerzeit zuerst bei uns H. Grimm aufmerksam machte. Gerade in ihm ist der Widerstand gegen den übermächtigen Druck, den Soziologie und Naturwissenschaft auf die Gemüter ausübten, zu einem besonders genialen Vertreter erstarkt, in dessen Natur übrigens auch, was hier nicht ausreichend betont ist, ein nicht geringer Einschlag von Mystik verwebt ist. Emerson ist, wie ihn unser Gewährsmann schildert, ein ganz und gar originaler, auf sich selbst gestellter und nach eigenen Gesetzen tätiger Geist, dessen Welt der innere Mikrokosmus ist, aus dem er immer neue Reichtümer heraufholt. Es hat nur wenige Menschen gegeben, denen die Persönlichkeit, jenes unsagbare Geheimnis der Natur, das in einer Individualität, vor allem in deren höchsten Erscheinungsform, dem Genie, sich darstellt, so sehr alles bedeutete und so sehr im Mittelpunkt des Denkens und Lebens stand. Und er verbindet dabei die stolze und selbstherrliche, aber einförmige Autarkie des antiken Stoikers mit dem differenziertesten Persönlichkeitsbewußtsein des modernen Menschen. Die tiefsten Quellen der Persönlichkeit und ihre eigentümlichsten Gesetze hat er darum wie nicht leicht ein zweiter zu beleuchten gewußt, sei es im allgemeinen, wenn er gleichsam die Philosophie des menschlichen Mikrokosmus entwickelt, oder im besonderen, wenn er bestimmte geniale Persönlichkeiten, die er gleichzeitig als allgemeine Typen und Repräsentanten der Menschheit faßt (Shakespeare, Goethe, Plato, Napoleon, Montaigne) schildert und analysiert (S. 119).

Aber, wie schon angedeutet, dieses Suchen in den unergründlichen Schächten des menschlichen Seelenlebens, wohin uns nicht mehr die Leuchte der Wissenschaft scheint, mußte in ihm, dem poetisch gestimmten Forscher den geheimen Zauberquell der Mystik erschließen, der ihm gerade in Amerika so zahlreiche Anhänger zugeführt hat, — wir erinnern nur an den glühenden Apostel Trine. Immerhin ist seine Natur so kraftvoll und geschlossen, daß dadurch jeder Gefahr der Zersplitterung und Verflüchtigung vorgebeugt ist; auch der Stil legt von dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeit beredtes Zeugnis ab. Freilich sind Gedanken und Ausdruck nicht so, daß ein müheloses Lesen schon genügte, um die Weltanschauung zu erfassen, oder gar zu durchleben, aber immerhin können empfänglichere Gemüter doch nachhaltige, für das ganze Leben entscheidende Impulse davontragen. Ein anderer Aufsatz handelt von der Beziehung der Ethik zur Religion; gerade jetzt sucht man sich, wie schon bemerkt, eines neuen starken Lebensinhaltes zu vergewissern, um religiös schöpferisch zu werden, nicht bloß innerhalb überlieferter Formen sich zu bewegen. Daher der hervorragend persönliche Gehalt, der ihr erst ihren entscheidenden Wert verleiht, wie Kronenberg ausführt: Religion wurzelt im Gefühl, das bei allen Menschen verschieden, Ethik dagegen in der Vernunft, die allen Menschen gemeinsam ist; religiös kann man nur augenblicksweise, ethisch soll man immer sein, Religion ist durch und durch individuelle, Ethik durch und durch soziale Funktion, erstere trennt, letztere verbindet die Menschen.

Und man darf hinzufügen, daß die Menschen religiös sich sondern, ist ebenso eine ethische Forderung, wie daß sie ihr Gemeinsames im Ethischen aufsuchen. Es ist in der Tat

eine sittliche Forderung, daß jeder sich so vollkommen als möglich individualisiere, in eigentümlichster Form und Art die Besonderheit seiner Individualität zur Entfaltung bringe und deren Pointe ist eben gerade das religiöse Gefühl und die Stellung zu den höchsten Welt- und Lebensfragen, die daraus entspringt (S. 150). Es liegt uns fern, diesen rein persönlichen Charakter der Religiosität, wie man es wohl am besten nennen könnte, zu beanstanden — gerade hier, in dem Unendlichkeitsgefühl, in der Sehnsucht, in dem Zug nach oben liegt der Ursprung alles echten religiösen Empfindens —, aber andererseits darf man auch nicht die maßgebende soziale und kulturgeschichtliche Seite verkennen. Schon der Kultus prägt diese Beziehung ganz unverkennbar aus, indem dieser gewisse Formen für einzelne Gemeinschaften als verbindlich hinstellt. Der Ursprung des Opfers, wenn man ihn völkerpsychologisch zergliedert, läßt diese soziale Perspektive noch deutlicher hervortreten, in dem Wachstum, der Ausbreitung der verschiedenen Religionsformen bekundet sich gleichfalls dieser assoziative Trieb, der völlig über die individuelle Willkür und Selbständigkeit hinausführt. Und andererseits muß auch in der Ethik, bei aller grundlegenden Gleichheit in der Anerkennung allgemeiner Ideale, doch die persönliche Ausgestaltung als das eigentliche Lebenselement hinzutreten, soll nicht alles zu einer unerträglichen Monotonie erstarren.

Diese Momente kommen besonders in einer anderen verwandten Betrachtung zur Geltung, betitelt: Weltflucht und Gemeinschaftsbildung, wo die beiden Kräfte, man könnte sie nennen, die zentrifugalen und zentripedalen, mit einander um die Oberherrschaft ringen. Die Weltflucht ist wohl die Bedingung zur Entwicklung einer neuen religiösen Form und Weltanschauung; überall wiederholt sich deshalb derselbe Vorgang, daß die Religionsstifter, ehe sie öffentlich auftreten, sich völlig von ihrer Umgebung zurückziehen, in die Wüste gehen, um sich auf sich selbst zu besinnen. Erst wenn die Erleuchtung über sie gekommen ist, sie ihre göttliche Berufung erkannt haben, beginnen sie mit der Verkündigung ihrer Heilslehre: So vor allen Christus und Buddha. Ein Nachspiel in gewissem Sinne stellen die Einsiedler dar, die sich gleichfalls von der Berührung mit der verderbten Welt lösen, um ihre Seele zu retten. Aber nun setzt, wie unser Gewährsmann zeigt, der unwiderstehliche soziale Trieb ein, der ganze Genossenschaften mit ähnlichem Charakter schafft: Nur der Anachoret ist der wahre Weltflüchtling, wie er ja auch innerhalb des Christentums in den ersten Jahrhunderten seiner Entwicklung allein den Weltfluchtsgedanken vertritt. Und man kann vielleicht sagen, daß auch ganz lose Genossenschaftsbildungen, wie sie etwa bei den Griechen oder in esoterischen Gemeinschaften der Buddhisten auftraten, der Einsamkeit der Anachoreten noch recht nahe bleiben und so dem Weltfluchtsgedanken nur geringen Abbruch tun. Aber je enger nun die sozialen Beziehungen in solchen Genossenschaften werden, je fester sie organisiert, in sich speziell gegliedert und innerlich wie äußerlich stabilisiert in andere weiteste soziale Zusammenhänge eingefügt werden, in um so höherem Grade muß die Weltfluchtsidee allmählich entarten, schließlich geradezu karikaturmäßig verzerrt und in ihr Gegenteil verkehrt werden (S. 220).

Es ist bekannt, daß gerade die christliche Kirche nur all zu reich an diesen ungesunden Erscheinungen und Bildungen ist, die die besten geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen in höchst einseitige Bahnen lenken und insbesondere einer gesunden nationalen Auffassung der Dinge widerstreben. Mehr zu sagen wäre gerade im Hinblick auf Vorgänge, die sich in unserem Vaterlande vollziehen, überflüssig. Auch hier ist es, wie überall, die Aufgabe, Persönlichkeit und Kultur, individuelle Ausprägung und objektive Normen, den einzelnen Menschen und die soziale Organisation mit einander in Einklang zu bringen.

Wir können das durchaus in populärem Ton gehaltene Buch um so mehr empfehlen, weil die einzelnen Untersuchungen nie lehrhaft einen Beweis langatmig führen, sondern dem Leser umgekehrt mehr Anlaß zu selbständiger Betrachtung und Ergänzung bieten.

Prof. Th. Achelis.

Die Materialisierung religiöser Vorstellungen.

Unter obigem Titel hat Lic. Bittlinger, den Lesern dieses Blattes kein Unbekannter, bei Mohr in Tübingen eine Schrift erscheinen lassen, die, eine „religionsphilosophische Studie auf geschichtlicher Grundlage", an der Hand einer reichen Fülle von Beispielen den Nachweis erbringt, daß eine lange Reihe von „Heiligen Geschichten" Alten und Neuen Testaments sowie eine Anzahl fundamentaler Dogmen der christlichen Kirche ihre Entstehung lediglich der vergröbernden Phantasie eines Epigonentums verdankt, das nicht im stande war, prophetisch-poetische Rede mit kongenialem Geiste zu erfassen. So ward das Gleichnis zum Ereignis, das Bild zum Begriff, die Metapher zur Hypostase. Die symbolische Handlung ward Selbstzweck und Sakrament. Der Geist ward Fleisch. Das ist die Entwicklung des Christentums im apostolisch-katholischen Zeitalter — ein trübes Bild, um so trüber, als man jenem Stande der christlichen Religion bis heute offiziell den Charakter der ewigen und allgemeinen Gültigkeit aufgeprägt hat. — Lic. Bittlinger unterzieht sich der mühevollen, aber dankenswerten Arbeit, diesen Entwicklungsgang der Religion am Alten und Neuen Testament sowie an Justin und Irenaeus nachzuweisen. Es ist die Hermeneutik der Alten, die fehlerhafte Auslegungskunst, die eine Fülle von „religiösen Tatsachen" erfunden, geschaffen hat, mit der wir späten Enkel uns noch heute herumschleppen müssen. Diese „ungeheure ständige Tatsachenproduktion im Leben der alten Überlieferungen", sagt der Verfasser, „scheint mir die folgenschwerste Störung zu sein, welche die Religion in ihrem Leben, in ihrer Geschichte, in ihrer Entwicklung erfahren hat". ... „Die Materialisierung ist die überwiegende Geistesrichtung der antiken Hermeneutik." „Allegorien und Metaphern, aber auch beliebige andere Tropen und Figuren der Rhetorik, die Vergleichung, das Gleichnis, die Hyperbel u. a. m. werden wörtlich genommen. . . . Symbolische Handlungen erhalten einen Wert in sich selbst. Anthropomorphismen, aus Mythen entstanden, werden von neuem als solche aufgefaßt bezw. wieder zu solchen umgestaltet. Auch andere mythologische Vorstellungen, z. B. von Mittelwesen (Engeln), die bereits ganz oder teilweise zu bloßen Redeformen und Darstellungsmitteln abgeblaßt sind, werden wieder ganz konkret genommen. Personifikationen von Völkern werden zu Individualisierungen; Dichtung wird zur Geschichte. Poetische Personifikationen wertvoller Begriffe werden zu selbständigen Hypostasen. Poetische Exemplifikationen werden als geschichtliche Berichte genommen, Sprüchwörter, welche in konkrete Form gehüllt sind, werden als geschichtliche Berichte genommen. Der Parallelismus membrorum wird verkannt; das führt zu Verdopplungen und sonstigen Irrtümern. Zahlwerte, welche formelhaft geworden sind, werden wieder eigentlich genommen und erzeugen groteske Vorstellungen und wunderliche Spekulationen."

Aus dem Alten Testament sei nur ein Beispiel angeführt (S. 36 f.), das bekannte Sonnenwunder, das Jos. 10, 12 ff. erzählt wird. Das hochpoetische alte Lied: Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond, im Tale Ajalon! Da stand die Sonne still, und der Mond blieb stehen, bis das Volk an seinen Feinden Rache genommen — wird von dem Josuabuch nicht mehr verstanden; es faßt das kühne Bild wörtlich auf und läßt die Sonne 24 Stunden am Himmel stehen. So war ein herrliches Stück alter Poesie weniger — und ein Wunder mehr vorhanden.

Ein klassisches Beispiel für die Materialisierung religiöser Vorstellungen im Neuen Testament ist die Taufe Jesu (S. 63). Bei Markus (1) haben wir es augenscheinlich noch mit einer Vision zu tun: Jesus „sah, daß sich der Himmel auftat, und den Geist gleich wie eine Taube herabkommen auf ihn . . ." Bei Matthäus und Lukas dagegen haben wir ein objektives Wunder, bei diesem geht die Vergröberung bekanntlich so weit, daß er sagt (3, 21): „Und der heilige

Geist fuhr hernieder in leiblicher Gestalt auf ihn wie eine Taube". Auch die Verklärungsgeschichte (Matth. 17) erklärt sich nach dem Verfasser am besten als die Materialisierung einer Vision; desgleichen die Auferstehungsberichte. Ja, von diesen gilt, was der Verfasser sagt (S. 70): „Die Glaubensvorstellung, daß Jesus, äußerlich und leiblich unterlegen, dennoch als Sieger aus seinem Kampfe hervorgegangen ist, daß Gott ihm recht gegeben hat und nicht seinen Feinden, hat sich in einen Mythos verwandelt".

Besonders wichtig ist der Abschnitt, in dem Lic. Bittlinger den Nachweis erbringt, daß „ganz neue bedeutungsvolle Lehren durch vergröbernde und verallgemeinernde Auslegung überlieferter Jesusworte geschaffen worden" sind. Die asketische Tendenz des Lukasevangeliums stellt sich als eine solche Umbiegung von Gedanken Jesu dar. Das zeigt die Erzählung vom reichen Jüngling, wenn man Mark. 10, 17—31 mit Luk. 18, 18—30 vergleicht. Wie viele Gleichnisse Jesu sind in Geschichte umgesetzt worden! Das ist sicher bei einer ganzen Reihe von Wundererzählungen der Fall, z. B. bei der Stillung des Sturmes (Mark. 4, 35—41), dem verdorrten Feigenbaum (Mark. 11, 12—14, 20—26). — „Eine starke und umfassende Materialisierung des synoptischen Stoffes" nimmt neben der ihm eigentümlichen Allegorisierung das Johannesevangelium vor. Die Hochzeit zu Kana, die Erweckung des Lazarus, die Heilung des Blindgeborenen, die Fußwaschung, die krassen Auferstehungsberichte verdanken jener Materialisierung ihre Entstehung.

Noch ein paar Worte über den Einfluß der Materialisierungstendenz auf das christliche Dogma, dessen Entstehung sich bei Justin und Irenäus beobachten läßt. Jener faßt das Christentum auf als nova lex und liefert hierfür den Schriftbeweis aus Jerem. 31, 31 ff. Um den Juden zu beweisen, daß der Messias ein göttliches Wesen sei, dem Anbetung gebühre, deutet er Psalm 110 wörtlich aus und bezieht Psalm 24 auf den Messias. Psalm 2 beweist nach Justin, daß der Messias Gottes Sohn im realistischen Sinne ist. Er lehrt, vielleicht als erster, auch die Auferstehung des Fleisches und findet den Schriftbeweis in Ezech. 37. Bei Irenäus endlich ist die Materialisierung der Sakramente, insbesondere des Abendmahls, vollendet. Er bezieht Kol. 1, 14 in folgender Fassung: „in welchem wir haben die Erlösung, die Vergebung der Sünden durch sein Blut" nicht auf den Tod Jesu, sondern „auf das Abendmahl. In ihm trinken wir das wirkliche Blut Jesu und erwerben so unserem Fleisch und Blut das neue göttliche Leben" (S. 121).

Doch genug der Beispiele, die ich aus der reichen Fülle, die der Verfasser uns in seiner interessanten Arbeit bietet, angeführt habe. Möge der geschätzte Leser selbst nach dem Büchlein greifen, nicht nur der Theologe, dem vor allem die energische Verfolgung jener Materialisierungserscheinungen und ihre systematische Anordnung viel Anregung bieten wird, sondern auch der Nichttheologe, dem es auf die Entstehung der neutestamentlichen Vorstellungen und der dogmatischen Begriffe viefach ein neues Licht werfen wird.

„Materialisierung der religiösen Vorstellungen" — das war die Tendenz der apostolisch-katholischen Zeit, die bis zum heutigen Tage in weiten Kreisen noch immer die herrschende ist, und die die Christenheit in Aberglauben und Heidentum hinein- und zurückgeführt hat. Daneben schreitet eine Spiritualisierung der religiösen Vorstellungen einher, von jener Richtung verfolgt, verlästert, verketzert, verflucht, aber nie auszurotten, nie auch nur mattzusetzen. Denn noch immer gilt und ewig gelten wird das Wort: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze", und ebenso das andere: „Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit". Es ist und bleibt daher unsere gottgegebene Aufgabe, fortgesetzt in Kirche und Schule, im Haus und in der Gemeinde mitzuarbeiten an dem Spiritualisierungsprozeß, der sich im christlichen Bewußtsein der Gegenwart vollzieht, nicht bloß an dem Dogma sondern auch an der Bibel.

Coburg. Rud. Schultze.

Michael Servet.

(Zur Steuer der Wahrheit.)

II.

5. „Die Zeit war noch nicht reif dazu, die Ketzergesetze abzuschaffen." Auch das ist nur insoweit richtig, als die Majorität dazu nicht reif war, weil so hervorragende Geister wie Calvin und Melanchthon sie irre führten. Sobald Calvin für die Abschaffung der Ketzergesetze reif war, war es auch die Zeit. Schon längst hatte ein Marsilius von Padua, hatten die Waldenser und verwandte Sekten, hatte Luther selbst ihre Unvereinbarkeit mit dem Evangelium so klar wie nur möglich nachgewiesen. So fehlte es denn auch gleich bei der Einleitung des Prozesses und erst recht nicht nach S.'s Tod an der energischsten Verurteilung C.'s, so daß er sich genötigt sah, das Genfer Bluturteil öffentlich zu verteidigen.*) Außer den von mir bereits angeführten Stellen füge ich noch einige Stimmen aus dem Corpus Reformatorum an, damit jedermann beurteilen kann, was von den Behauptungen unserer Apologeten zu halten ist. Da schreibt jemand aus Basel: „Ich glaube, daß S. noch im Gefängnis ist. Wenn er doch hier und anderswo keine Gönner seiner Sekte hätte, namentlich unter denen, welche unter die Gelehrtesten und Vortrefflichsten gezählt werden wollen! Ich habe gehört, daß einige den um diese Sache hochverdienten C. preisgeben, als wäre er ein Henker. Ich habe ihn in Schutz genommen, obwohl ich nur eine Mücke gegen diese Elefanten bin." „Einige, die im übrigen dem Ketzer keineswegs hold sind, versichern, eine christliche Obrigkeit habe das nicht tun dürfen. Sie werfen alle Schuld auf den guten und lauteren C." „Ein französischer Pädagog einiger Genfer Jungen hat sich nicht gescheut, diese Frage bei dem Konsul Habius anzuregen." „Unter denen, welche zu den Gelehrten zählen, stehen sich hier die Meinungen diametral gegenüber." Vergerius, der noch vor kurzem als päpstlicher Abgesandter an den Religionsgesprächen mit den Protestanten teilgenommen hatte, urteilte: „Ich schaudere vor S. und solchen Ungeheuern, indessen glaube ich nicht, daß man Feuer und Schwert gegen ihn gebrauchen darf." „Mich hat die S.tragödie erschreckt. Ich hasse solche Unruhestifter mehr als Hund und Schlange, würde sie aber lieber im tiefsten Kerker, als mit Feuer und Schwert hingerichtet sehen. Übrigens ist zu beklagen, daß der Schurke bei den Gelehrten Gönner hat, welche nicht allein dem Evangelium den Namen gegeben haben, sondern die sogar für Säulen gelten wollen." Selbst der Prediger Zebedäus im benachbarten Nyon schrieb: „Die französische Beredsamkeit hat die spanische besiegt, S. aber ist seinem Heiland gefolgt (Servetus secutus est Servatorem)," worüber C. an die Herren in Bern schrieb: „Zebedäus konnte vor euch nicht leugnen, daß er zu gunsten dieses verdammten Ketzers geschrieben hat, was eine Schande für das Genfer Urteil ist, das durch die ganze Welt gepriesen wird." Bald darauf bekannte Haller, daß C.'s Handlungsweise gegenwärtig selbst von denen verleugnet werde, die ihm vorher zugestimmt hätten. Im Jahre 1558 wurde ein Portier im Konsistorium ernstlich ermahnt, weil er zu erzählen gewagt hatte, daß wohlgesinnte und gottesfürchtige Leute, selbst unter den Ratsleuten, sich an S.'s Tod gestoßen hätten. Zu den Missetaten einer gewissen Catarine Cop, die bei Todesstrafe aus Genf verbannt wurde, gehörte auch die Blasphemie, daß sie S. einen Märtyrer Jesu Christi genannt und behauptet hatte, die Herren hätten Unrecht daran getan, daß sie ihn hinrichten ließen. Der Buchdrucker Gast aus Basel wurde 1562 vorgeladen, weil er S. das Schlachtopfer der Blutgier eines Mannes genannt hatte. Das ist doch schon eine recht ansehnliche Minderheit, die aber keineswegs erschöpft ist. Viel wichtiger aber ist die Tatsache, daß S. selbst im Ver-

*) Gerade weil Calvin das Genfer Urteil noch nachträglich mit der vollen Autorität seines Namens gedeckt und nie geleugnet hat, daß das Verfahren gegen S. von ihm eingeleitet worden ist, haben wir doch wohl das Recht von einer „Tat C.'s" zu reden.

laufe des Prozesses C. die Unhaltbarkeit seines Standpunktes und die Verkehrtheit seiner Berufungen auf das Alte Testament unwiderleglich bewiesen hat. „Es ist eine bei den Aposteln, ihren Schülern und der alten Kirche unbekannte Erfindung, aus den Lehren der heiligen Schrift oder den daraus hervorgehenden Lehren eine Anklage auf den Tod zu machen. Das zeigt sich zuerst aus Apg. 18 und 19, wo derartige Ankläger abgewiesen und nach den Kirchen verwiesen werden, wofern kein anderes Verbrechen als Fragen der Religion vorliege. Zur Zeit der großen arianischen Ketzereien beschloß der Kaiser Konstantin auf den Rat seiner Ratgeber und aller Kirchen, daß nach der alten Lehre solchen Anklagen auf Tod und Leben nicht stattgegeben werden solle. Vielmehr sollten alle Fragen durch die Kirche entschieden und diejenigen, welche keine Reue zeigten, in den Bann getan werden. So hat die alte Kirche immer mit den Ketzern verfahren, was durch tausend andere Geschichten und Autoritäten von Kirchenvätern bewiesen werden kann . . . Calvin selbst glaubt nicht, noch hält er sich an das, was Justinian über die heiligen Kirchen, die Bischöfe, Kleriker und andere Dinge der Religion geschrieben hat. Denn er weiß wohl, daß die Kirche damals schon verderbt war. Und doch zitiert er den Justinian gegen mich. Das ist eine große Schande für C." Wer sich nicht absichtlich verstockt, muß gestehen, daß S. hier die reine Wahrheit gesagt hat und daß man es ihm daher wahrlich nicht verdenken kann, wenn er den bibelverdrehenden C. einen Juden, einen Simon Magus schilt, der das Volk mit einem falschen Evangelium der Gewalt bezaubere. P. Villaret aber sagt: „C. trifft kein Vorwurf. Er konnte gar nicht anders, vorausgesetzt, daß man von ihm nicht die Ansichten des 20. Jahrhunderts verlangt."

6. „Alle berechtigten Wünsche Servets wurden erfüllt." „Auch damit, daß S. ohne rechte Verteidigungsmittel und Verteidiger gewesen sei, ist es nichts." Damit vergleiche man die Bittschrift S.'s an den Rat: „Da ich ein Fremdling bin und die Gewohnheiten dieses Landes nicht kenne noch weiß, wie ich sprechen und mich vor Gericht verhalten muß, bitte ich euch demütig, mir einen Verteidiger zu gewähren, der für mich spricht. Das wird wohlgetan sein und unser Herr wird eure Republik dafür segnen." Über dies Gesuch ging man zur Tagesordnung über mit der unglaublichen Begründung: „Da S. so gut zu lügen versteht, hat er gar keinen Grund, um einen Verteidiger zu bitten. Denn wo fände sich einer, der im stande wäre oder auch nur Lust hätte, ihm in solch unverschämten Lügen und schrecklichen Dingen beizustehen. Es ist auch durch das Recht verboten und unerhört, daß sich solche Verführer eines Verteidigers bedienen. Es ist nicht ein Körnchen von Wahrscheinlichkeit der Unschuld vorhanden, welche einen Verteidiger nötig hätte. Sein dummes, unverschämtes Gesuch muß daher sofort abgewiesen werden." Das redet doch wohl Bände! Wem das noch nicht genug ist, der sei darauf hingewiesen, daß man dem Ketzer selbst die Fenster des Kerkers zunagelte, um ja jeden Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden, daß man ihn im Kerker vor Ungeziefer fast verkommen ließ, nachdem man ihm sein Geld und alle Wertsachen abgenommen hatte. Hätten es doch auch die damaligen Liberalen, die ihm anfangs vielleicht Hoffnung auf einen glimpflichen Ausgang gemacht hatten, beinahe ruhig geschehen lassen, daß er nach Lyon zum langsamen Feuertod ausgeliefert wurde! Bei allem Haß gegen C.'s Tyrannei wagten sie es doch nicht, sich soweit zu kompromittieren, daß sie für den Antritinitarier offen ein gutes Wort einlegten! Das wäre für sie politischer Selbstmord gewesen. Darum hat auch C. für das Verhalten Perrins in dieser Sache nur Spott!

7. Was Dr. Dennert, was Henrys „Leben C.'s" an Servetischen Gotteslästerungen anführt, ist alles aus dem Zusammenhang gerissen. Wer Servet selbst gelesen hat, weiß, daß bei ihm wohl allerlei Irrtümer, aber keine Gotteslästerungen vorkommen. Das habe ich dem Herrn Dr. sofort geschrieben. Wie glaubwürdig Henry überhaupt ist, das hat von der Linde schon zur Genüge nachgewiesen. Was sich aber hier dieser Apologet C.'s und seine Nachbeter leisten, das ist geradezu ungeheuerlich.

„. . . . Alle diese bösen Lästerungen sind in seinen Werken gedruckt. Fast noch ärgerlicher ist es, wie er sich über die Menschwerdung Gottes lustig macht: Wenn das „Wort" als Weib Fleisch geworden wäre, so würde man das Wort Sohn Gottes nennen und die Frau Menschentochter, der Sohn Gottes wäre alsdann ein Mannweib." „Wenn die Engel in gleicher Weise einen Eselskörper annehmen, so werdet ihr zugeben, die Engel seien Esel, und die Engel stürben in ihrer Eselshaut, die Engel seien vierfüßige Tiere und die Engel hätten lange Ohren; auf dieselbe Weise werden sie zugeben müssen, daß Gott selbst ein Esel sei, der heilige Geist ein Maulesel und daß der heilige Geist gestorben sei, wenn der Maulesel stirbt" usw. (Christianismi restitutio, 1553 S. 43, de trinitate Lib. 1).

Das ist allerdings stark und erklärt die Erregung der Richter Servets durchaus.

„Was hat nun S. wirklich geschrieben?"

Wir geben den Zusammenhang einmal ausführlich wieder, weil er für die Beurteilung der Stelle nötig ist und zugleich klar macht, wie S. zu der hier bekämpften Trinitätslehre nie wieder zurückkommen konnte.

„Wie Augustin gegen Maximin behauptet, ist der Sohn imstande einen anderen unkörperlichen Sohn und jener erste wieder einen anderen Enkel zu zeugen: und auf diese Weise in den göttlichen Dingen eine Vier- und Fünfeinheit zu bewirken. Es kann auch die dritte Person einen Sohn wirklich erzeugen. Ins Unendliche können so die gleichen unsichtbaren Götter sich vermehren nach dem ganzen Geschlechtsregister des Boccaccio (15 Bücher de genealogia deorum). Wer sollte glauben, daß von einem guten Geiste solche schreckliche Gedanken ausgegangen seien? Im stande ist sogar nach Augustin jene dritte Sache getrennt für sich aufzublasen, sich selbst ins Fleisch zu begeben und einen anderen Heiland zu bilden. Dennoch behaupten sie, nunmehr trage allein die zweite Sache einen Leib, vereinige allein sich mit der Menschheit stellvertretenderweise. So daß nun von diesem Punkte aus wieder ein zahlloser Schwarm von Untersuchungen entstanden ist, als: auf welche Art es geschehe, daß allein jene zweite Person einen konnotativen Menschen mache, trage, verkörpere, seine Abhängigkeit begrenze, während doch jene Sachen alle zugleich seien, einzeln in den einzelnen, ganz in den ganzen, und während doch ebenso die Worte der Dreieinigkeit nach außen, wie sie behaupten, ungeteilt seien. Denn hier wird offenbar der Gott geteilt, oder man muß unbedingt skotisieren. Auf solcher Erdichtung stellte Occam, da er sich gezwungen sah die Wahrheit zu bekennen, die „Beziehungen" auf, und so rühmen sich ihrer die Skotisten als Realitäten. Athanasius sagt in der Schrift an Theophilus über die Einheit des Glaubens, die Trinität werde aus Maria geboren, und die Trinität nehme den Leib an sich, da immer die Trinität geeinigt sei und ihre Handlungen ungeteilt. Die Dreieinigkeit stieg herab in den Jordan, und die Dreieinigkeit sprach: „Dies ist Mein Sohn." Dies gerade lehrt Augustin am Ende des 4. B. über die Dreieinigkeit und sonst hier und da. Wenn die Dreieinigkeit gesagt hat: „Dies ist Mein Sohn", so ist er selbst Sohn der Dreieinigkeit, was sie ihrerseits wieder leugnen. Athanasius sagt am Ende des 1. Buches seiner Dialoge und am Ende des B. von seinem Glauben an Theophilus, der Vater, das Wort und der Geist seien in Christus. Auch Johannes von Damaskus versichert im 3. Buche des orthodoxen Glaubens K. 6 und 7 auf Grund des Athanasius und Cyrill, die ganze Dreieinigkeit, die gesamte und ungeschmälerte Natur Gottes sei geeint mit der ganzen und unversehrten Natur des Menschen. Und so ist es ihnen selbst unmöglich zu unterscheiden, welches das Verhältnis jenes Dreibeständigen im Menschen sei, da wesenhaft der heilige Geist im Menschen und der Vater im Menschen ist. Der Mensch-Sohn enthält in sich das Wort und den Geist auf hypostatische Art,

nämlich die ganze Fülle der Gottheit. Doch wir wollen ihre anderen Albernheiten betrachten.

Hätte das Wort eine Frau angenommen, dann hätten sie das Wort selbst Sohn Gottes genannt und die Frau selbst Menschentochter: dieser Umstand wird die Zweiheit der Söhne offen dartun. Der Sohn Gottes selbst wäre alsdann Weib, Mannweib, weibliches Männchen. Wenn einen Eselskörper die Engel auf diese Art anlegten, so geben die Sophisten selbst für diesen Fall zu, daß die Engel Esel wären, die Engel in einem Eselfell stürben, Vierfüßler wären und lange Ohren hätten. Aus demselben Grund geben sie zu, daß in diesem Falle Gott selbst Esel wäre, der heilige Geist ein Maulesel, und der heilige Geist gestorben sei, wenn der Maulesel sterbe. O über das dumme Vieh! Kein Wunder in der Tat, wenn die Türken uns mehr als Esel und Maulesel verlachen; denn wir sind so wie ein Pferd und Maultier geworden, die keinen Verstand haben. Die größte Blindheit ist es doch, daß niemand beherzigen mag, der Mensch (Christus) sei aus Gott geboren."

Das ist die „blasphemische Verhöhnung des christlichen Glaubens" durch S., „die heute kaum noch denkbar sein" soll. Nun, ich unterschreibe sie Wort für Wort und bin wirklich darauf gespannt, ob man sie „auch in unserem Zeitalter der Humanität und Toleranz von Staats wegen streng ahnden wird". Ich behaupte sogar, daß S. für den Mut, mit dem er diese Ausgeburten scholastischen Aberwitzes Teufelsillusionen genannt hat, allein ein Denkmal gebührt.

Ist es nun nicht fast mehr als unaufrichtig, die Stelle: „Die Sophisten geben für diesen Fall selbst zu (ipsi concedunt)" wegzulassen und diese Ausgeburten einer toll gewordenen Phantasie, die S. bekämpft, ihm selbst in die Schuhe zu schieben! Wer sieht nicht, daß S. hier nur die Gegner mit ihren eigenen Waffen schlagen will? Ohne von dieser Henry-Dennertschen Leistung etwas zu ahnen, habe ich bereits in meinem Vortrag S. 23 gesagt: „Was die Prediger über diese Dreieinigkeit alles zu sagen wußten, ersehen wir zur Genüge aus Erasmus' „Lob der Narrheit". Zufällig findet sich nun gerade zu unserer Stelle eine Parallele bei Erasmus: „Handelt es sich um die räumliche oder zeitliche Bestimmung der Menschwerdung Christi oder um die Möglichkeit des von ihrer Substanz getrennten Bestehens der Accidenzen im Abendmahl, so sind das völlig abgedroschene Themata für Anfänger. Jener großen und, wie sie sich nennen, „erleuchteten" Meister der Theologie sind nur Fragen würdig wie die folgenden, bei deren Erörterungen sie stets gleichsam von neuem aufleben: „Kann man bei der göttlichen Zeugung einen meßbaren Augenblick unterscheiden?" „Stammt Christus aus mehreren Ehen?" „Ist jener Satz: Gott der Vater haßt seinen Sohn, möglich?" „Ist es denkbar, daß Gott von seiner Person einem Weibe mitgeteilt habe oder dem Teufel oder einem Esel, einem Kürbis, einem Kieselstein?" „Wie würde ein solcher Kürbis das Evangelium predigen, wie würde er Wunder tun, wie ans Kreuz geschlagen werden?"

Noch bei Lebzeiten des Erasmus sind diese Spöttereien 27mal gedruckt worden, alle Gelehrten, schreibt er selbst, haben das Werkchen beifällig aufgenommen, es gefiel selbst der Heiligkeit des Papstes, und Leo X. hat es ganz durchgelesen. Aber freilich für Erasmus waren diese Mönchsphantasien nur „spaßhaft und drollig". Servet bekämpfte sie mit bitterem Ernst als Gotteslästerungen und ging der Wurzel des Übels selbst zu Leibe, zwar nicht, indem er nach dem Staatsanwalt gegen sie rief, sondern indem er auf Grund der Bibel durch helle Gründe der Vernunft zu überzeugen suchte. Gewiß ist auch die Servetsche Trinitätslehre willkürlich und unhaltbar und mußte es sein, da er einerseits 1. Joh. 5, 7 für echt hielt und doch die richtige Erkenntnis besaß, daß ein Hermas, Hippolyt und Tertullian die nicänische Theologie noch nicht lehrten. Aber er hielt sich doch wenigstens nicht für unfehlbar und hat die goldenen Worte geschrieben: „Lieber Leser, kannst du die Art der Erzeugung Christi und die Fülle der Gottheit in ihm nicht ganz begreifen, so halte dich allein an den für alle Christen verbindlichen Glauben, daß Jesus der Christ, der Sohn Gottes, unser Heiland ist." Wie wenig selbst unsere heutigen Orthodoxen Anlaß haben, sich über S. zu erheben, sieht jeder, der auch nur einmal unbefangen liest, was der zur Bekämpfung Harnacks nach Berlin berufene Professor R. Seeberg in seinen „Grundwahrheiten der christlichen Religion" über die altkirchliche Trinitätslehre sagt. Seebergs eigene Hypothese verdient den Namen Trinität nicht besser und nicht schlechter als das, was S. lehrte. Trotzdem bekommt jener selbst von der mecklenburgischen Orthodoxie das Zeugnis der Rechtgläubigkeit, aber dieser bleibt als Gotteslästerer verdammt. Das nennt man dann historische Gerechtigkeit!

8. „C. hat gegen die Verbrennung S.'s Einspruch erhoben." Das kann sein; denn ihm lag nur daran, „daß S. nicht lebend aus Genf wegkomme". Aber historisch sicher ist es nicht. Die Akten wissen nichts davon, und in seiner Verteidigungsschrift hat C. schon im Titel das Urteil der Richter für völlig gerecht erklärt. Das muß ein Historiker ebenso gut beachten wie die Tatsache, daß die Pariser Promotionslisten den Dr. med. Villeneuve nicht aufführen. C. schreibt allerdings in einem Briefe an Farel: „Wir haben die Todesart zu verändern gesucht." Aber es ist zu beachten, daß hier der Plural steht, während er vorher in dem Briefe von sich im Singular redete. Er müßte dann also im Namen der Genfer Geistlichkeit jenen Einspruch erhoben haben. Dazu bemerkt aber schon das Corpus Reformatorum mit anerkennenswerter Objektivität: „Einen solchen Versuch hätten die Akten doch kaum übergehen können, wenn wirklich die Pfarrer in corpore etwas unternommen hätten."

9. „Gar nicht scharf genug kann betont werden, daß es S. bis zu seiner Todesstunde in seiner Hand gehabt hätte, gänzlich begnadigt zu werden. Er hätte nur seine Gotteslästerungen zu widerrufen brauchen." Er hätte nur zu widerrufen brauchen, um gänzlich begnadigt zu werden! Wahrhaftig dem ist so! Wenn er es trotzdem nicht tat, so schließt daraus jeder anständige Mensch, daß es ihm heiliger Ernst war mit seinen Überzeugungen so gut wie C. Doch halt Bauer! Bei C. ist das ganz was anderes!

10. „Gegen die Begründer des Sühnedenkmals ist mindestens zu bemerken, daß sie nicht das Recht haben, die Fehler ihres Reformators zu bekennen und zu verdammen." Entspricht das wirklich „den wahren Prinzipien des Evangeliums", welche die Herren vertreten wollen? Heißt es nicht dort: „Richtet nicht, verdammet nicht?"" Wie süß und mild doch diese Apologeten C.'s sein können! Also wenn C. S. einen verdammten Ketzer nennt, wenn ein Farel ihn verflucht (excravit), wenn alle die nur eine Miene machen, ein gutes Wort für S. einzulegen, bei C. und seinen Freunden sofort Halunken und aus finstern Höhlen hervorkriechende wilde Ungeheuer sind, wenn C. nicht wahr bleibt, so „steht er unantastbar da. Er ist und bleibt, was noch nicht genügend bekannt und gewürdigt ist, der größte aller Reformatoren". Aber wenn heute jemand nicht etwa den irrenden C., sondern einen Irrtum, den er mit seinem Zeitalter teilte, bedauert und verdammt, so muß dagegen entschieden protestiert werden. Daß diese Herren schon einmal gegen die Augsburger Konfession oder die anderen Bekenntnisschriften protestiert hätten, welche doch ausnahmslos die anders Lehrenden verdammen, hat man noch nicht gehört. Es hieße die Leser beleidigen, wollte ich ihnen auseinandersetzen, daß die Begründer des Denkmals, das doch mit seiner Inschrift wahrlich C. eher der Ehre zu viel als zu wenig antut, selbstredend wissen, daß über die Person C.'s nur Einer das letzte Wort hat, auch wenn sie seine Bekämpfung der Gewissensfreiheit heute schon aus voller Überzeugung in den Abgrund der Hölle verdammen und als die eigentliche Gotteslästerung im Falle S. verurteilen.

11. „Entspricht es ferner ‚den wahren Prinzipien der Reformation', wenn die Herren glauben, durch die Errichtung des Denkmals, d. h. durch Zahlung von etwa 7000 Franken,

C.'s Tat sühnen zu können oder gesühnt zu haben?" Und diese abscheuliche Unterstellung wird dann noch von einem pharisäischen Seitenblick auf das teure Blut Jesu Christi, das allein alle Sünden sühnt, begleitet! Das ist dann echt evangelisch! Gewiß haben zart besaitete Gemüter an dem Ausdruck Sühnedenkmal Anstoß genommen, weil er unangenehme Erinnerungen an gewisse katholische Vorbilder erweckte. Mußte man aber daran Anstoß nehmen? Kein verständiger Mensch kann doch das Wort in einem anderen Sinne nehmen, als dem, daß die heutigen Söhne C.'s das von ihrem Reformator an S. begangene schwere Unrecht so weit wieder gut machen wollen, als das auf Erden möglich ist, indem sie wenigstens dem Andenken S.'s volle Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen. Das war eine moralische Tat, der selbst die Salzburger katholische Kirchenzeitung ihre Anerkennung nicht versagt hat. „Gut reformierte" Protestanten haben sie bekämpft und bekämpfen sie noch mit Mitteln, die eines Denifle und Berlichingen würdig wären. Und da wollen wir uns noch über katholische Jesuiten aufregen!

Nachdem auf meine Zusendung und Zuschrift an die Redaktion der „Ref. Kirchen-Ztg." längere Zeit keine Antwort erfolgt, auch von der Post nichts zurückgekommen war, wandte ich mich, mein Anerbieten erneuernd, an die Redaktion und erhielt darauf die Antwort, daß durch den Wechsel in der Redaktion die Sachen vielleicht verlegt seien; man werde mich jedenfalls noch einmal benachrichtigen. Das ist aber bis heute nicht erfolgt.

Wiesbaden. Th. Schneider.

Vom Büchertisch.

Die mich frühe suchen, finden mich. Kinderstunden aus der Brüdergemeinde, gesammelt von E. Renkewitz. Leipzig, Jansa. Geb. 1 M.

Wie Dir. Bauer in dem Vorwort bemerkt, sind Kinderstunden in der Form von Predigtgottesdiensten bereits seit 1734 in der Brüdergemeinde regelmäßig abgehalten worden. Das vorliegende Werkchen will der gleichen Art der Kindergottesdienste Handreichung tun und bietet deshalb eine Anzahl von Ansprachen, welche verschiedene frühere Mitglieder des theologischen Seminars in Gnadenfeld zu Verfassern haben. Durch die mancherlei Stimmen klingt immer der eine Ton hindurch: eine innige Jesusliebe, wie sie besonders in den Kreisen der Brüdergemeinde gepflegt wird, die sich aber von allem Sentimentalen und Süßlichen fern hält. Dazu gesellt sich ein ernstes Drängen auf Bewährung des Christentums in der Tat. Die Kinderpredigten sind durch eine Menge von Beispielen, welche mit richtigem Blick für das für das Leben des Kindes Passende ausgewählt sind, farbreich und lebendig gemacht. Dem, welcher die Kindergottesdienste in dieser in der Brüdergemeinde gebräuchlichen oder in einer ähnlichen Form abhalten will, bietet das Büchlein mit seinen zwölf Beiträgen brauchbaren Stoff.

Elbing. Falck.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Eugen Diederichs in Jena, 1905. Brosch. 3 M., geb. 4,50 M.

Friedrich Schiller. Ästhetische Erziehung. Eugen Diederichs in Jena, 1905. Brosch 2 M., geb. 3 M.

J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. Eugen Diederichs in Jena, 1905.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 2 Bände. Eugen Diederichs in Jena, 1905. Brosch. 6 M., geb. 9 M.

John Ruskin. Praeterita. 2 Bände. Eugen Diederichs in Jena, 1904. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Unbewußtes Christentum. Von Martin Rade. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1905. Brosch. 0,30 M.

Los von Rom-Predigten aus der evangelischen Bewegung in Österreich. Von Paul Klein. J. F. Lehmanns Verlag in München.

Beichtreden von Lic. Dr. J. Rüling. Friedrich Jansa in Leipzig. Brosch. 1 M., geb. 1,60 M.

Willensfreiheit, Moral und Strafrecht Von Dr. Julius Petersen. J. F. Lehmanns Verlag in München, 1905.

Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Von Laura Frost. C. A. Schwetschke & Sohn, 1905. Brosch. 2,80 M.

Atlas zur Kirchengeschichte. Von Dr. Karl Heussi und Hermann Mulert. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1905 Karton. 4 M.

Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Von Adolf Harnack. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1905. Brosch. 2 M., geb. 2,80 M.

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Von Dr. Fr. W. Foerster. Georg Reimer in Berlin, 1904. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Schiller und das kirchliche Rom. Eine literarhistorische Studie von Arthur Böhtlingk. Neuer Frankfurter Verlag in Frankfurt a. M., 1905.

Einige Worte über das Wesen Gottes. Eine Stimme aus der Menschheit. Verlag Süddeutscher Merker, Straßburg i. E. Brosch. 0,75 M.

Das Gebet. Von Friedrich Nonnemann. B. W. Gebels Verlag, Gr.-Lichterfelde, 1905. Brosch. 1 M.

Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode. Von Dr. G. Kaufmann. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.

Sekten und Sektierer in Berlin. Von Eberhard Buchner. Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipig. Brosch. 1 M.

Kants „Privatmeinungen" über das Jenseits und Die Kant-Ausgabe der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Ein Protest von Ludwig Goldschmidt. E. F. Thienemann in Gotha, 1905. Brosch. 2,40 M.

Mein Heimatbuch. Von Ludwig Bräutigam. Franz Leichter in Ohlau, 1905. Brosch. 3 M.

Briefe aus Hamburg. Ein Wort zur Verteidigung der Kirche gegen die Angriffe von sieben Leugnern der Gottheit Christi. Von Gottlieb (Tilmann Pesch S. J.). Verlag der Germania, Berlin, 1905.

Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an Gymnasien und Realgymnasien (Tertia bis Prima). Von W. A. Hollenberg. Wiegandt & Grieben, Berlin, 1905. Geb. 2,80 M.

Das Evangelium. Von August Havekoß, Oberlehrer. Fröbel-Oberlin-Verlag, Kurt Strien, Berlin-Südende, 1905.

Blaise Pascal. Gedanken (Pensées). 2 Bände. Eugen Diederichs in Jena und Leipzig, 1905.

Psychotheistische Zeitgedanken Eine Kritik der Gegenwart, ihrer Anschauungen, Bestrebungen und Zustände. Vom Verfasser der Schriften „Vom künftigen Gott und seinem Kult oder Psychotheismus und Kosmotheismus" und „Lessings Sehnsucht". Weitere Ausführungen zur Schrift „Vom künftigen Gott" 2c. Otto Wigand in Leipzig, 1905. Brosch. 1,50 M.

Anti-Goeze. Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit einer Vorrede von Dr. Arthur Pfungst. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.

Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. Eine psychologische Studie von Dr. Karl Holl. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1905. Brosch. 0,60 M.

Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für die Religion. Volkstümlich dargestellt von Alfred Altherr. Volksschriftenverlag des Schweizerischen Vereins für freies Christentum, 1905.

Die Eidesfrage. Von W. Kulemann, Landgerichtsrat. Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig. Brosch. 1,50 M.

Moderne Zeitfragen. Kirche, Staat und Schule. Von Professor Litt. D. Dr. Wilhelm Rein in Jena. Pan-Verlag in Berlin SW. 61. Brosch. 1 M.

Adolf Harnack und die Naturwissenschaft. Von einem Rerum naturalium curiosus. Benno Schwabe, Basel, 1905. Brosch. 1,20 M.

Leben und Glauben des Christen nach dem Wort und Vorbild des Heilandes im Anschluß an Luthers Katechismus dargestellt. Von Pastor Gustav Bittkau. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig, 1905. Brosch. 2,40 M.

Kants Kritik der reinen Vernunft, abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Von Dr. Heinrich Romundt. E. F. Thienemann in Gotha, 1905. Brosch. 2 M.

Hegels Religionsphilosophie. In gekürzter Form, mit Einführung, Bemerkungen und Erläuterungen. Herausgegeben von Arthur Drews. Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 1905. 474 S. 13 bezw. 15 M.

Lutherlesebuch für das evangel. Volk. Von Pfarrer D. theol. G. Buchwald, Leipzig. 1.—3. Tausend. Gr. 8°. 366 S. Hübsch geb. 5 M. Gustav Schloeßmann, Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), Hamburg, Paulstr. 14—16.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Maxim Gorki. Von Aug. Scholz. Lucian. 2 Bde. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß Beethoven. Von Dr. Karl Storck. Brüder Grimm. Von Prof. Dr. Max Koch. Karl von Fircks. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß. Jeder Band geb. 2,50 M. 12 Bände für 24 M.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 14. Jahrgang. Heft 1—5.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang. 3 Hefte.

Deutsche Kultur. 1. Jahrg. April 1905: 2 Hefte, Mai 1905: 1 Heft.

Die Reformation. 4. Jahrgang. 1 Heft Nr. 12, 2 Hefte Nr. 13.

Der freie Christ. 3. Jahrgang. 2 Hefte (Januar und Februar 1905).

Christliches Kunstblatt. 47. Jahrgang, 1905. 1 Heft (März 1905).

Die Krüppel in der Schule. Von Dr. Otto Heine. 1 Heft Nr. 90.

Mißstimmungen im Lehrervereinsleben. Von Albert Heitmann. 1 Heft Nr. 91.

Schillers pädagogische Bedeutung. Von Ernst Schreck. 1 Heft.

Der Türmer. 7. Jahrg. 4 Hefte (Februar, März, April, Mai 1905).

Heraldisch-Genealogische Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. 1. Jahrgang. 1 Heft Nr. 12, März 1905.

„Dienet einander!" 13. Jahrg. 1904/05, Heft 4, 6 und 7.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 26.

Bremen — Berlin. 24. Juni 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Herzliche Bitte. — Der 15. evangelisch-soziale Kongreß. I. — Kreissynoden. I. — Abendmahlsreform in St. Remberti zu Bremen. II. — Christliche Gewerkschaften. — Anzeigen.

Herzliche Bitte!

Unser Verein steht vor sehr ernster Frage. Die Arbeit draußen auf den Missionsfeldern in Japan und China geht zwar gut vorwärts, und auch die Art, wie wir Mission treiben, erfährt von vielen Seiten Zustimmung. Aber unsere Kassenverhältnisse erfüllen uns mit schwerer Sorge. Die Einnahmen sind immer mehr hinter den durch die wachsende Ausdehnung unseres Werkes entstandenen Ausgaben zurückgeblieben. Wohl ist es uns gelungen, im vergangenen Jahre auf dem Wege einer Anleihe 40000 Mk. aufzubringen. Aber davon wurden im wesentlichen früher eingegangene Verpflichtungen gedeckt, zur Bestreitung der laufenden Ausgaben blieb davon nur ein kleiner Rest. Die Beiträge der Zweigvereine gehen in den Wintermonaten ein. Gewöhnlich sind sie sofort gebraucht worden, und nur durch Vorschuß bei der Bank kamen wir über den Sommer hinweg. Dieses Mal sind wir bereits am 15. April genötigt gewesen, unseren Kredit bei der Bank in Anspruch zu nehmen. Dazu übersteigen nach vorsichtigem Voranschlag die Ausgaben in diesem Jahre die Höhe der Einnahmen um mindestens 30000 Mk. Soll der Verein bestehen und seinen Aufgaben einigermaßen gerecht werden, bedürfen wir einer außerordentlichen Einnahme von 50000 Mk. Es sollte den Freunden unserer Sache nicht schwer sein, diese Summe uns zu verschaffen, besonders wenn die mit irdischen Gütern Gesegneten sich zu einer einmaligen reichlichen Spende entschließen. Gott mache die Herzen willig! Unser Vereinswerk ist in wirklicher Gefahr und kann doch mit Gottes Hülfe eine große Zukunft haben. Gerade in neuester Zeit haben sich in Ostasien unserer Arbeit immer mehr Türen aufgetan. Viel mehr als bisher könnten wir leisten, wenn uns durch den Mangel an Mitteln die Hände nicht immer gebunden wären! Helfe, wer helfen kann! Und wer schnell gibt, gibt doppelt. Allen Gebern im Voraus herzlichen Dank.

Berlin W 8, den 6. Mai 1905.
Kronenstraße 70.

Der Zentralvorstand des Allg. Evang.-Prot. Missionsvereins.
D. Aug. Kind.

Der 15. evangelisch-soziale Kongreß.

I.

Nach Hannover hatte der Kongreß seine Mitglieder gerufen. Die Wahl schien nicht ganz unbedenklich; der Vorsitzende des Ortsausschusses selbst nannte Hannover einen schlecht vorbereiteten Boden, nach dem Volkscharakter konnte man auf eine etwas kühle Aufnahme gefaßt sein, und der orthodoxe Grundcharakter der hannoverschen Landeskirche konnte für den freiheitlichen Standpunkt des Kongresses auf religiösem Gebiete gefährlich werden. Aber selbst wer ohne solche Bedenken gekommen war, mußte freudig überrascht sein vom glänzenden Verlauf des Kongresses, dem starken Besuch und der warmen Stimmung, die auf ihm herrschte, und zwar bis zum Schluß herrschte, ohne Ermüdung — und das wollte bei dem Programm etwas sagen: haben wir doch innerhalb 23 Stunden 12 Stunden lang Vorträge und Ansprachen gehört! Und dann das andere: Durch die Reden und besonders durch die Beifallsbezeugungen der Versammlung wurde der Kongreß trotz des (NB. würdigen) Auftretens einiger Andersgesinnter zu einer Kundgebung des freiheitlichen Protestantismus wie wohl keine frühere Tagung; unser Bericht wird das im einzelnen zeigen.

Der Kongreß hat — wie Professor Kattenbusch in der Begrüßung namens der Göttinger Fakultät sagte — einen etwas akademischen Charakter. Er treibt keine direkte soziale Arbeit, er will nur — was freilich das Größte ist — soziale Gesinnung wecken und soziale Probleme von der religiös-ethischen Seite aus durchdenken. Harnacks Eröffnungsansprache brachte beides erneut zum Bewußtsein: Als der eigentliche Feind des sozialen Fortschrittes trat vor unsere Augen die Trägheit im Gegensatz zum bösen egoistischen Willen. „Wir schaffen den Materialismus, wenn wir träge sind, und den Idealismus, wenn wir uns anspannen und im Ganzen und im Geiste leben.“ Und indem er sich namens des Kongresses zur Arbeitergesetzgebung bekannte, betonte er doch auch aufs stärkste die Kehrseite: „alles was in der Form von Fürsorgegesetzen zum Wohle der einzelnen und der Klassen geschieht, hat einen Schatten neben sich: die Schädigung der Tatkraft, eine zweite Vorsehung ist über die Menschen gespannt, die sie erschlaffen läßt“. Es handelt sich also um das Problem, die sozialen Bestrebungen mit der Richtung auf Stärkung des Individuums auszugleichen. Aber bei dieser notwendigen Ausgleichung sei die Botschaft des Evangeliums Vorbild und Kraft zugleich.

Und einen akademischen Charakter hatte auch der erste Vortrag: „Die sozialen Kräfte im Christentum und im Buddhismus“. Der Referent Lic. Hackmann, einst Pastor in Shanghai, stellte zunächst die Übereinstimmung zwischen Christentum und Buddhismus fest:

These 1. Beide Religionen haben in ihrer Grundstimmung etwas sozial Einigendes, insofern sie über jede gesellschaftliche Schichtung und sonstige Trennung hinweg nur den Menschen als solchen suchen. Beide geben auch im Prinzip Mann und Weib gleiche Stellung; doch verfährt der Buddha dabei zögernder und ängstlicher.

Gewiß tritt das Durchbrechen der Standesgrenzen usw. beim Buddha stärker hervor als bei Jesus, doch liegt das an der vorausgehenden sozialen Enge; und ebenso liegt es an den Verhältnissen, nicht am Buddha, daß sich die buddhistische Urgemeinde wesentlich aus anderen Schichten bildete als die christliche. — Gleichheit zwischen beiden Religionen besteht auch negativ.

2. Beide Religionen sind mit ihrem religiösen Ideal zunächst gegen soziale Aufgaben indifferent, indem das Christentum das ewige Leben, der Buddhismus die Erlösung vom Leben als Ziel aufstellt.

Auch der Buddhismus hat religiösen Charakter, nicht nur philosophischen, zu schweigen von der überwundenen Vorstellung, als sei Buddha ein sozialer Reformer gewesen. An Nirwana muß man glauben, ebenso wie an die Botschaft vom ewigen Leben.

3. Beide Religionen verbinden das Streben nach dem religiösen Ziele mit sittlicher Arbeit als dem notwendigen Mittel. Blickt man auf das soziale Element dieser sittlichen Arbeit, so ergeben sich zwischen beiden Religionen starke Unterschiede.

Aber bei der Verschiedenheit aller Grundlagen würde eine stückweise Vergleichung beider Religionen Verbiegungen und schiefe Fragestellungen mit sich bringen. Der Referent entwickelte darum zunächst Lehre und Wesen des Buddhismus; immer fühlte man dabei die persönliche Kenntnis heraus. Wir können von der Fülle der gebotenen Einzelheiten keine Vorstellung geben, verweisen vielmehr dafür auf das eben unter den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ erscheinende Heftchen des Referenten und hoffen auf dessen versprochene Fortsetzung.

Schon der erste Grundsatz des Buddhismus, „Leben ist Leiden“, legt den sozialen Antrieb lahm, denn dem Leben Wert beilegen, das ist die Voraussetzung für jede soziale Arbeit. Das zeigt sich denn auch bei den konsequenten Jüngern Buddhas:

4 a. Die engere Jüngergemeinde des Buddha (die Mönchsgemeinde) wendet sich so entschieden vom Leben ab, daß bei ihr von sozialen Kräften nicht die Rede sein kann. Sie ist vielmehr antisozial, individualistisch-jenseitig gerichtet.

Das buddhistische Mönchtum unterscheidet sich in den Motiven vom christlichen; diese sind nicht asketisch, sondern man will dadurch solche Verhältnisse gewinnen, die die innere Betätigung ermöglichen; ohne die Vorkehrung des Mönchtumes würde man Übermenschliches verlangen. (Anmerkung des Berichterstatters: Hier ließe sich bei einer Vergleichung im einzelnen ein interessanter Unterschied vom Christentum zeigen. Auch vom Christen wird in der Bergpredigt usw. scheinbar und wirklich Übermenschliches versucht; und immer wieder wird darum im Christentum versucht, dieses Übermenschliche möglich zu machen durch Änderung der sozialen Verhältnisse, man denke nur an den Radikalismus Kutters in „Sie müssen.)“

4 b. Die Laiensittlichkeit dagegen umfaßt eine Fülle sozialer Beziehungen und sozialer Antriebe.

Alle denkbaren sozialen Beziehungen werden zum Gegenstand der Anweisung gemacht. Da Buddha bis auf die gute Gesinnung zurückgeht, beziehen sich gerade die schönsten Partien auf dieses Gebiet.

4 c. Die sozialen Kräfte der buddhistischen Laiensittlichkeit sind dennoch stark beschränkt durch folgende Hindernisse: 1) Die sozialen Pflichten beruhen nicht auf einem grundlegenden Prinzip, sondern sind zufällig formuliert.

Der Versuch, die Liebe zu allen als dahinter liegendes, latentes Prinzip zu finden, scheitert an dem Mönchtum, scheitert daran, daß Liebe affektvoll sein muß, der Buddhist ohne Affekt sein soll.

2) Es werden fünf unbedingte Einzelgebote vorangestellt, welche für soziale Entwicklung hemmend und schädlich wirken.

Z. B. verlangt das erste Gebot, kein lebendiges Wesen zu töten; das Gebot hat sich natürlich als machtlos erwiesen, aber es hat die Folge gehabt, daß die unbedingt notwendigen Arbeiterklassen der Fischer, Schlächter usw. zu ausgestoßenen Kasten geworden sind.

3) Indem den Laien als höhere Schicht die Mönchsgemeinde übergeordnet und hingebende Förderung derselben unter die wesentlichsten Pflichten gezählt wird, bekommt die Sittlichkeit eine antisoziale Richtung; Pflege des Mönchtums wird der Schwerpunkt.

Nicht die Mönche danken beim Empfang von Gaben, sondern die Laien für die gewährte Gelegenheit, sich ein Verdienst zu erwerben. Der Tempelbau usw. für die Mönche verbraucht unendliche Gelder und Kräfte.

4 d. Geschichtlich hat die engere Jüngergemeinde des Buddha (die Mönchsgemeinde) ihrer ursprünglichen Tendenz zum Trotz überall eine gewisse soziale Arbeit getan. Dieselbe ist aber durch die Natur der Organisation und die Art des religiösen Ideals immer sehr beschränkt geblieben.

Kürzer in der Ausführung war die Darstellung der christlichen Seite, aber sie muß auf manchen noch mehr oder weniger im gesetzlichen Joch der Orthodoxie befangenen Hörer durchschlagend und befreiend gewirkt haben.

Kreissynoden

sind keine aufregenden Erscheinungen im öffentlichen Leben, nicht einmal im Leben der Kirchengemeinden. Mit geringen Rechten ausgestattet, im übrigen auf die Aussprache guter Ratschläge, frommer Wünsche, wenig beachteter Urteile — auf Worte beschränkt, ohne die Möglichkeit, ihnen Nachdruck geben zu können durch die Höhenlage der Beratung oder durch Geldbewilligung oder -verweigerung, ist diesen Synoden aus solcher Kümmerlichkeit kaum ein Vorwurf zu machen.

Heuer aber sollen die preußischen Kreissynoden einmal eine Aktion oder vielmehr eine Pression ausüben, und zwar auf Kirchenregiment und Provinzialsynode, um die Absetzung des Pfarrers D. Fischer durchzusetzen.

Nachdem D. Fischer seine ruhige Erklärung zum Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrates abgegeben hatte, versuchte man zunächst durch erneute Protestversammlungen die Behörde zu einer Erläuterung des Erlasses oder das Konsistorium zur Einleitung des Disziplinarverfahrens zu veranlassen. Die Erfolge waren so kümmerlich, daß man parteioffiziös von diesem Unternehmen abriet. Nun sollte es die landeskirchliche Versammlung tun, aber auch hier ist der Eindruck eines Mißerfolges vor der öffentlichen Meinung nicht zu verwischen. Ein Petitionssturm wird versucht, ausgehend von ostpreußischen Feudalen und Kirchenmännern, aber die Unterschriften, wenigstens die im „Reichsboten“ abgedruckten, waren kümmerlich wenige, so daß selbst die Reformation dies Unternehmen für verfehlt erklären mußte, und nun auf einen neuen Weg — Beschlußfassungen der Kreissynoden in dieser Sache — hinwies.

Bei normalen kirchlichen Verhältnissen wäre eine allgemeine Besprechung des „Falles Fischer“ oder besser der Fragen und Bewegungen, die ihn unserer evangelische Bevölkerung wichtig und bedeutsam machen, einfach selbstverständlich und durchaus fruchtbar gewesen. Die oben angedeutete Wendung zur kirchenpolitischen Agitation und Sensation, die die orthodoxe Zentralleitung in Berlin der Beratung von vornherein gab, und der Erfolg dieser Führung der Diskussion in scheltenden Debatten, lieblosen Glaubensgerichten und Resolutionen,*) die den Mund ungeheuer voll nahmen und mit ihrer Sorge und Fürsorge für den lieben Gott, den Herrn Jesum, das Evangelium und die Kirche beim Anblick der Beschließenden einfach komisch — oder traurig wirken, macht es erfreulich, daß manche Synoden, darunter an Intelligenz nicht die schlechtesten (Halle-Stadt, Berlin-Friedrichswerder I und II, Berlin-Cölln-Stadt fallen uns eben ein), den Fall Fischer nicht besprochen und damit jene Direktive abgelehnt haben.

Nur die Kreissynoden Berlin I, II, III haben eine Debatte zum Fall Fischer gehabt. Am allgemeinsten interessieren natürlich die Verhandlungen der Synode, zu der D. Fischer gehört, und die zugleich seine erbittertsten Gegner umfaßt, Berlin I. Die Orthodoxie hatte folgenden Antrag eingebracht:

„Indem die Kreissynode ihr tiefstes Bedauern über die schwere Beunruhigung der Gemeinden ausspricht, die durch das vom Konsistorium und vom Evangelischen Oberkirchenrat als anstößig und unvereinbar mit den Pflichten des geistlichen Amtes gekennzeichnete Vorgehen des Synodalen D. Fischer hervorgerufen ist, indem die Kreissynode die Gemeindeglieder ermahnt, treu und fest im Glauben und Bekenntnis

*) Wir weisen dem gegenüber erfreut darauf hin, daß die Erklärung der Liberalen, die in Berlin I und III abgegeben wurde, sachliche Feststellungen und ernste Urteile enthält, die durchaus jedem eine freie und ernste Zustimmung ermöglichten, und sich von aller Phrase und Pose freihält.

der evangelischen Landeskirche zu verharren, richtet die Kreissynode den Antrag an die Provinzialsynode, wirksame Maßnahmen zur Verhütung und Beseitigung solcher Ärgernis erregenden Vorkommnisse bei den maßgebenden Instanzen anzuregen."

Die Mittelpartei beantragte Übergang zur Tagesordnung durch Prof. D. Scholz in folgendem Antrage:

„In Erwägung, 1) daß die Berichte der Gemeindekirchenräte mit Ausnahme desjenigen von St. Markus des Falles Fischer keine Erwähnung getan haben; 2) daß der Synode eine Zensur zwar über Leben und Wandel (der Geistlichen), nicht aber über deren Lehre zusteht (§ 53, 3 K.-G. u. S.-O.), 3) daß nach dem Erlaß des Ev. Oberkirchenrates ein weiterer Appell an die höheren Instanzen zu entschiedenerem disziplinarischen Eingreifen dem Ausgleich schwebender kirchlichen Gegensätze nur hinderlich sein kann, 4) daß das Lebensinteresse des evangelischen Glaubens und die Überwindung künftiger Irrtümer nur durch die Macht des Glaubens selbst und durch die immer tiefere Erfassung des göttlichen Wortes gewährleistet werden kann, geht die Synode über die Angelegenheit des D. Fischer und den sich daran anknüpfenden Antrag zur Tagesordnung über.

Die Liberalen gaben durch den Herren Rechtsanwalt Hallensleben folgende Erklärung zu Protokoll:

„Die kirchlich-liberalen Mitglieder der Kreissynode Berlin-Stadt I haben mit lebhaftem Bedauern in den Erlassen der Kirchenbehörden zum Fall D. Fischer die notwendige Rücksicht auf die Tatsache vermißt, daß eine große Zahl von Gliedern der evangelischen Kirche der kirchlich-liberalen Richtung angehört. Sie fordern für diese Gemeindeglieder die gleiche Rücksicht und Fürsorge von seiten der Kirchenbehörden, wie für die positiven Glieder. Die kirchlich-liberalen Glieder der Kreissynode Berlin I verurteilen aufs entschiedenste das Auftreten orthodoxer Geistlichen, die sich nicht gescheut haben, einen Amtsbruder in unsachlicher und maßloser Form anzugreifen, und nicht verhindert haben, daß wissenschaftlich ernste und aufrichtig fromme Äußerungen eines evangelischen Geistlichen dem Gelächter von Volksversammlungen preisgegeben worden sind. Die kirchlich-liberalen Glieder der Kreissynode Berlin I weisen aufs entschiedenste das Vorgehen der Orthodoxie zurück, den liberal gesinnten Geistlichen unter Hinweis auf ihr Ordinationsgelübde und ihren Gebrauch des Apostolikums den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zu machen, weil in der evangelischen Kirche kein Geistlicher auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Apostolikums verpflichtet und auch so nur der Gebrauch des Apostolikums im Gottesdienst gedacht sein kann."

Eine Debatte fand nicht statt.

Abendmahlsreform in St. Remberti zu Bremen.

II.

Wenn wir auf unserem Abendmahlszettel öffentlich aussprechen, daß wir diejenigen nicht zurückstoßen wollen, die mit frommer Andacht das Abendmahl genießen wollen, aber aus sanitären oder aus Abstinenzgründen dem Kelchgenuß mit einem gewissen Bedenken gegenüber stehen und den Kelch deshalb lieber symbolisch ergreifen, so sprechen wir einfach etwas in ehrlicher, offener Weise aus, was so wie so auch sonst geschieht. Denn wer will denn nachweisen, ob nicht gar manche beim Abendmahlsgenusse sind, die da, wo ihnen der Kelch in die Hand gegeben wird, schon seit Jahren so gehandelt haben, wie wir es für ganz vereinzelte Ausnahmen, um die Gemüter zu beruhigen und dabei die ernst Gesinnten zu sammeln, als erlaubte Möglichkeit hingestellt haben? Wer will auch da, wo der Kelch von dem Prediger den Genießenden direkt an den Mund gesetzt wird, beweisen, ob die Leute wirklich getrunken haben, und nicht vielleicht, wie ich und wohl so mancher andere unseres Berufes gesehen haben, die Lippen fest aufeinander gepreßt haben, um eben nicht zu trinken?

Mir ist zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich ein Abendmahl für gültig halte, welches die Möglichkeit zuläßt, daß der Kelch nur symbolisch erfaßt werde. Ich antworte: Von einer kirchenrechtlichen Gültigkeit ist beim Abendmahl überhaupt nicht zu reden, es ist keine Folge irgend welcher Art für das weitere kirchliche Leben des einzelnen daran geknüpft, wie etwa bei der Taufe oder bei der Trauung. Und die Gültigkeit vor Gott und dem Gewissen ist gewiß da größer, wo der Mensch mit dem heiligen Geiste der inneren Sammlung das Abendmahl genießt, als da, wo er es genießt, mit einem unheiligen Geiste, des Ekels oder der Furcht.

Die wesentliche Differenz in dieser Streitsache besteht, wie jeder Eingeweihte weiß, in der verschiedenen Auffassung des Sakramentsbegriffes. Wo man der Meinung ist, daß an den Abendmahlselementen selbst, dem Brot und dem Wein, man mag den Gedanken verhüllen und verkapseln wie man will, eine wunderbare, übernatürliche Wirkung hängt, da muß es als ein Frevel gelten, dem einzelnen, wenn auch aus noch so frommen Bedenken, den bloß symbolischen Genuß des Kelches zu gestatten. Wo aber das Abendmahl vielmehr das fromme Gedächtnis- und Bundesmahl ist, die Feier der geistigen Gemeinschaft mit Jesu, da kommt es auf die wenigen Tropfen Weins, die doch selbst nur ein Symbol sind, — so gewiß wir den Genuß derselben erhalten werden und erhalten wollen, so lange es geht, — nicht so sehr an, als auf den Geist, der mit der Feier verbunden ist. Und man wird hier nicht der Meinung sein, daß der einzelne, der aus freiem Willen und aus Gewissensüberzeugung, eben diesen Weg wählt, für ausgestoßen vor Gott zu halten sei, wenn er den Kelch nur symbolisch ergreift. Über den Sakramentsbegriff urteilt Bassermann (Über Reform des Abendmahls S. 54) folgendermaßen: „so ergibt sich, daß die ganze kirchliche Lehre von den beiden Sakramenten, wie sie in der Dogmatik vorgetragen zu werden pflegt und im Auszug in den Katechismen steht, einer gründlichen Revision unterzogen werden müßte, wenn sie überhaupt noch haltbar ist. Ich meinerseits halte es mit Zwingli, der schon gewünscht hat, es möchte das Wort Sakrament niemals von den Deutschen angenommen worden sein, wenn man's doch nicht ins Deutsche übersetzen konnte, und mit Schleiermacher, der noch unbedingter als Zwingli diesen Wunsch hegt, und mit ihm den andern verbindet, daß man diesen Ausdruck aus der kirchlichen Sprache wieder möchte hinwegschaffen können", vorläufig könne man nichts anderes tun, als diesen Begriff, „an den sich so viel Aberglaube heftet, möglichst rein im evangelischen Sinne halten". Nun gleich viel, ob wir das Wort behalten oder nicht, so gebe doch Gott, daß wir dahin kommen, daß jede kirchliche Feier, es sei, welche es wolle, nicht bloß nach der Form, die ja auch unentbehrlich ist, sondern vor allem nach der Andacht gemessen werde, die mit der Form verbunden ist.

Man könnte nun sagen: ja, warum kann man denn dann nicht lieber den Einzelkelch einführen, da doch dann alle diese Bedenken getilgt wären? Ich sehe allerdings im Einzelkelch die letzte Konsequenz der Abendmahlsreform, aber eine solche, bei der das Kultische und Liturgische doch ein wenig Schaden leidet, denn beim Gruppenkelch ist wenigstens für die Familien und Befreundeten die Idee des Gemeinschaftskelches beibehalten, beim Einzelkelch fällt sie ganz fort. Ferner scheint mir die Frage, trotz aller redlichen Bemühungen, nach dieser Richtung hin doch noch nicht vollständig gelöst, ja, wie ich glaube, überhaupt schwerlich zu lösen, wie in würdiger Weise, ohne daß an ein weltliches Gastmahl oder dergleichen erinnert werde, in großen Gemeinden die Feier mit dem Einzelkelch zu begehen sei. Das Abwaschen der Kelche und Wiederhereinbringen, das fortwährende Eingießen, die Art, wie in der einen oder anderen Gemeinde die Zeit während dieser Manipulation durch Vorlesen ausgefüllt wird, das Wandeln zum Altare und vom Altare und nun gar mit den Kelchen in der Hand, oder gar die Kelchfüllapparate und Kelchständer (Rochester), die schließlich in sehr großen Gemeinden die Konsequenz sein würden, das alles scheint mir unter Umständen der Feier mehr Eintrag zu tun, als wenn — wie bei uns — einmal der eine odere andere Vereinzelte den Kelch nur symbolisch ergreift. Die in unserem ersten Artikel erwähnte Gemeinde zu Bredford erklärt: „den Individualkelch haben wir nicht eingeführt, wegen der damit verbundenen Umständlichkeiten und Unruhe, wodurch die Feier sehr gestört werden würde". Übrigens glaube ich, daß in diesen Dingen die Ge-

meinden nach **ihrem** Bedürfnis entscheiden sollten, und es liegt uns fern, andere Versuche, die Frage zu lösen, nicht auch anzuerkennen. Wird sich doch vielleicht nicht eins für alle schicken, oft schon, weil Geschichte, Tradition, ja auch die rein räumlichen Verhältnisse der Gotteshäuser verschiedene sind. Die Zahl derer ist noch nicht allzugroß, die für den Familien- resp. Gruppenkelch eintritt, — mit großer Wärme hat es Diakonus Heine in Friedrichsroda getan, — aber ich bin überzeugt, daß diese Zahl zunehmen wird, und daß vielleicht auch mancher, der jetzt im ersten Eifer für den Einzelkelch eintritt, später einmal den Gruppenkelch vorziehen wird.

Ich bringe diese Fortsetzung meines ersten Artikels erst in dieser Nummer, weil ich erst abwarten wollte, was etwa Herr Pastor Vietor noch im „Bremer Kirchenblatte" vorzubringen hat, doch es ist nichts weiter von Belang, was einer Antwort wert wäre. Das einzige, was ich hervorheben möchte, ist der große Irrtum, daß jeder Liberalismus konsequent durchgeführt zum Radikalismus führen müßte. Liberalismus und Radikalismus sind zwei verschiedene Dinge. Wer radikal vorgehen wollte, würde das Abendmahl als etwas absterbendes ansehen und beiseite schieben, nicht aber streben, dasselbe zu beleben, so gut er es versteht. Ein konsequent durchgeführter Radikalismus würde sich den kirchlich christlichen Fragen gegenüber negierend verhalten, der kirchliche Liberalismus ist auch positiv in seiner Weise. Ebenso falsch ist die Stellung der Wissenschaft zu den Richtungen gekennzeichnet. Die Wissenschaft führt den Menschen an Grenzen des Denkens, und jenseits dieser Grenzen liegt für den liberalen Protestanten die christliche Weltanschauung mit dem Gedanken der Gotteskindschaft und allem, was die einzelne Seele aus den Ewigkeitswerten, die Jesus gab, zu schöpfen vermag; für den konsequenten Radikalen läge hinter dieser Grenze entweder bloß ein Fragezeichen oder eine Welt- und Lebensanschauung, die die christliche ausschließt, ja sich im bewußten Gegensatze zu ihr fühlt. Die Orthodoxie setzt sich ihre Grenze selbst, nicht fest bestimmt sondern mit mannigfachen Schwankungen, die einen finden sie im Lutherwort, die andern nicht in jedem Lutherwort, andere in Bibelworten mit Auswahl usw, — es gibt gar verschiedene Schattierungen — und sie wird sich nicht in erster Linie darum sorgen, ob sie mit der Wissenschaft in Konflikt komme oder nicht. Aber sie täte der Wissenschaft ebenso Unrecht wie der christlichen Religion, wenn sie meinte, daß derjenige, der liberal ist und nicht in Radikalismus endige, ein auf halbem Wege stehen Gebliebener sei. **Der liberale Protestantismus glaubt an die Harmonie zwischen der Wissenschaft und dem, was Christus wollte.**

Daß die Abendmahlsstelle aus den schmalkaldischen Artikeln nicht auf uns paßt, sondern auf das Konstanzer Konzil, brauche ich Kundigen gegenüber nicht erst zu erwähnen.

Herr Pastor Vietor beklagt sich, daß ihm der oft angeführte Gegensatz zwischen Buchstabe und Geist gähnende Langeweile erzeuge, daraus folgt, daß ihm dieser Gegensatz noch lange nicht genug vor Augen geführt ist, und daß dies so lange geschehen muß, bis er sich nicht mehr dabei langweilt, sondern sich dafür zu interessieren anfängt.

Herr Pastor V. sagt sich in einem sehr wichtigen Punkte von der ev. Kirchenzeitung los, indem er erklärt, daß er unser Abendmahl nur für **äußerlich** katholisch halte, — also **innerlich** ist es gut protestantisch! — das freut uns. Somit können wir uns darauf beschränken, die Herren von der ev. Kirchenzeitung zu einer unserer nächsten großen Osterkommunionen freundlich einzuladen. Katholisch wird sie dieser Besuch in Remberti nicht machen. Sollten sie es dennoch werden, dann waschen wir unsere Hände in Unschuld, denn dann muß es schon vorher in ihnen gesteckt haben.

Pastor Dr. **Bruno Weiß.**

Christliche Gewerkschaften.

In meinem Artikel über „Kirchlich-Sozial" und „Evangelisch-Sozial" in Nr. 24 dieses Blattes habe ich behauptet, daß 99 Proz. der christlichen Gewerkschaftsangehörigen katholisch seien. Schon früher hatte ich mir Mühe gegeben, ein statistisch erfaßbares Bild der konfessionellen Zusammensetzung der christlichen Gewerkschaften zu erreichen. Ein Schreiben des Generalsekretariats des Gesamtverbands der christlichen Gewerkschaften Deutschlands vom 12. Nov. 1904 (unterzeichnet Stegerwald) lehnte die Frage ab mit den Worten: „Leider ist es uns unmöglich, Ihnen in dieser Sache mit brauchbarem Material zu dienen, da kein Verband das einzelne Mitglied nach seiner Konfessionszugehörigkeit befragt, wir daher keinen Anhaltspunkt haben, wenigstens keinen, der zu einer wissenschaftlichen Arbeit verwendbar wäre." Diese Antwort befriedigte mich nicht. **Es müßte den christlichen Gewerkschaften selbst doch daran liegen, nachzuweisen, daß die Evangelischen einen wesentlichen Prozentsatz ihrer Mitglieder ausmachen.**

Heute erhalte ich aus München-Gladbach den protestierenden Brief eines evangelischen-christlichen Gewerkschafters mit der Angabe: „Der christliche Bergarbeiterverband ist ungefähr zur Hälfte evangelisch. Der christliche Zieglerverband ist 5/6 evangelisch. Der christliche Textilarbeiterverband zum großen Teil." Ich gestehe offen, daß mir beim Niederschreiben des Artikels die Zugehörigkeit der lippeschen Ziegler zum Gewerkschaftsverband entgangen war. Daß infolge des Bergarbeiterstreiks eine Reihe evangelischer Bergarbeiter in den Verband eingetreten ist, wußte ich. Zahlen über die Konfessionszugehörigkeit wurden aber nirgends gegeben und über den Zu- und Abgang der Eingetretenen ist ebenso wenig mir etwas sicheres bekannt. Wenn „der christliche Bergarbeiterverband ungefähr zur Hälfte aus evangelischen Mitgliedern besteht", sind meine Angaben selbstverständlich falsch und ich nehme sie mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. Allein meines Erachtens **wären viele sozial Interessierte dankbar, wenn das Generalsekretariat sich entschließen könnte, und würde eine genaue Statistik über diese Dinge veröffentlichen.** Damit würde allen unrichtigen Schlußfolgerungen ein Ende gemacht.

Dortmund, 19. Juni 1905. Pfarrer **Traub.**

Oldenburg. Gegen **Pfarrer Gramberg** in Abbehausen will man ein Ketzergericht inszenieren, weil er in Artikeln zum Fall Fischer sich klar auf die Seite der modernen Theologie gestellt hat.

Germanen-Bibel.
Aus heiligen Schriften germanischer Völker.
Zweite (illustrierte und stark vermehrte) Auflage in 10 Lieferungen von je 32 Gross-Quartseiten brosch. à 60 Pf.
Erster Band: **Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe (Eckermann), Schiller, Schlegel, Novalis, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Uhland, Rückert, Grillparzer, Eichendorff, Hebbel, Mörike, Hermann von Gilm, G. Keller, Rosegger.**
In einem weiteren Bande werden folgen: **Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Kant, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Fichte, Bogumil Goltz, Fechner, Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, Friedrich der Grosse, Pestalozzi, Stein, Arndt, Jahn, Lagarde, Moltke, Bismarck u. a.**
Herausgegeben von **Wilhelm Schwaner.**
Volkserzieher-Verlag, Berlin N. 54, Brunnenstr. 10.
Im Buchhandel vertreten durch
Carl Fr. Fleischer, Leipzig.

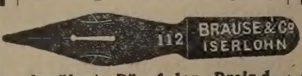
Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta,** Rektor a. D.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.